6 s
1502
—5—

Sammlung

interessanter

und

durchgängig zwekmäßig abgefaßter

Reisebeschreibungen

für

die Jugend

von

J. H. Campe.

Fünfter Theil.

1788.

Vorrede.

Den Inhalt zu nachstehendem ersten Abschnitte, welcher Wilhelm Isbrand Bontekú's merkwürdige Abentheuer auf einer Reise nach Ostindien enthält, habe ich aus dem achten Bande der allgemeinen Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande entlehnt, und ihn den Zwecken, wozu ich hier schreibe, gemäß bearbeitet.

Die Quelle, woraus ich den Inhalt der darauf folgenden ersten Cookschen Reise um die Welt schöpfte, ist allgemein bekannt, und allgemein gelesen. Es ist die Geschichte der Seereisen und Entdeckungen im Südmeere, vom Dokt. Joh. Hawkesworth. Da dieses Werk, wie ich höre, vergriffen ist, und in Teutschland wol kaum wieder aufgelegt werden dürfte: so hoft man, daß gegenwärtiger Auszug aus demselben auch solchen erwachsenen Personen zu statten kommen werde, welche jenes Werk bisher noch nicht gelesen, und jezt

keine Gelegenheit mehr haben, es sich anzuschaffen. Etwas Interessantes und für Leute, die keine Seefahrer sind, Nüzliches, glaube ich nicht ausgelassen zu haben; in Ansehung der Einkleidung aber wird man, hoffe ich, bei aller Simplicität, deren ich mich beflissen habe, doch nicht leicht auf etwas stoßen, welches der Würde eines gesezten Schriftstellers, der zu gesezten Lesern redet, unwürdig wäre; es müßte denn die hin und wieder vorkommende Anrede: **Junger Leser!** seyn. Der Erwachsene mag hier das Beiwort **Junger** ungelesen lassen.

Daß die Charte von dem Südmeere und den darauf gemachten neuern Entdeckungen, welche dem dritten Theile dieses Werks beigelegt worden ist, auch zu gegenwärtigem fünften Theile gehöre, bedarf wol kaum einer Erinnerung.

Der Beschluß der merkwürdigen Cookschen Reise wird, so Gott will, in dem sechsten Theile dieser Sammlung zur nächsten Messe erscheinen.

Braunschweig, im Julius 1788.

Der Verfasser.

I. Wil-

I.

Wilhelm Isbrand Bontekū's

merkwürdige Abentheuer

auf

einer Reise aus Holland nach Ostindien.

An die jungen Leser.

Da ich aus guten Gründen mich verpflichtet fühle, euch allen, meine jungen Freunde und Freundinnen, das Lesen der Romane, so wie überhaupt solcher Bücher, welche nur darauf abzwecken, die Phantasie, die Einbildungskraft und die Empfindungen anzuregen, aus voller Ueberzeugung von ihrer großen Schädlichkeit zu widerrathen: so muß ich darauf denken, euch für dies kleine Opfer, welches ich zu eurem eigenen Besten von euch verlange, durch anderweitige Vergnügungen des Geistes schadlos zu halten. Deswegen habe ich mir bei der gegenwärtigen Sammlung von Reisebeschreibungen zur Regel gemacht, nicht blos das Interessanteste dieses Fachs für euch auszusuchen, sondern auch noch überdem von Zeit zu Zeit eine und die andere von jenen ganz ausserordentlichen Reisebegebenheiten einzuweben, deren Geschichte an Annehmlichkeit und Wunderbarkeit den Romanen völlig gleichkommt, ohne daß wir dadurch, wie von diesen, aus der

wirklichen Welt in die der Phantasien und der Hirngespinnste hinausgeführt werden. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich hierzu die im ersten Theile enthaltene Reise des Jakob Heemskerk und die Abentheuer der vier russischen Matrosen auf Spizbergen, so wie auch die im vierten Theile beschriebenen traurigen Schiksale der Madam Godin zähle. Denn ich darf hoffen, daß keiner von euch jene wunderbaren, aber wahren Begebenheiten, mit weniger Theilnehmung und Vergnügen gelesen haben wird, als der abentheuerlichste Roman euch nur immer hätte einflößen können.

Auch bei der Abfassung des gegenwärtigen fünften Theils bin ich darauf bedacht gewesen, abermals etwas Seelenbiskuit dieser Art für euch zuzurichten. Ihr werdet dasselbe gleich in der folgenden Reise des Holländers Bonteku finden.

Aber ich muß es nur gestehn, lieben Freunde, daß euer Vergnügen — obgleich ich auch dieses gern und absichtlich zu befördern suche — doch nicht der einzige Zwek ist, den ich bei Erzählungen dieser Art im Auge habe. Und was hätte ich denn wol sonst noch für eine besondere Absicht dabei? Ich will sie euch ehrlich sagen; denn ihr seyd ja nun, Gottlob! verständig genug, um nicht mehr nöthig zu haben, daß man euch unmerklich dahin leite, wohin man euch zu eurem eigenen Besten zu bringen sucht.

Wisset also, daß meine Hauptabsicht bei dergleichen wunderbaren Erzählungen sehr ernsthaft und sehr wichtig ist. Ich wollte nämlich zuvörderst euch dadurch immer mehr und mehr auf die Nothwendigkeit der Abhärtung an Leib und Seele aufmerksam machen. Ihr seyd ja eben so gut Menschen, als Heemskerk, die russischen Matrosen, Madam Godin und Bontekn! Ihr lebt ja in eben der Welt, worin diese ehemals lebten! Eure künftigen Schiksale stehen ja eben so in der Hand der alleslenkenden und unerforschlichen Vorsehung, als die Schiksale jener Menschen darin standen! Wie? wenn es nun dieser ewigen Vorsehung, nach ihrem unergründlichen aber immer anbetungswürdigen Rathe, gefiele, euch einst etwas Aehnliches erfahren zu lassen? Wenn es ihr gefiele, dich, du junger Freund, aus irgend einer für dich und für das Ganze wohlthätigen Absicht, unter die schwimmenden Eisberge bei Spizbergen oder Nova Zembla zu schleudern; oder dich, du junge Freundin, in die unumgängliche Nothwendigkeit zu versetzen, eine eben so gefahrvolle Reise zu unternehmen, als Madam Godin aus Liebe zu ihrem Gatten unternahm? Und ihr hättet euch in eurer Jugend nicht beflissen, eurem Körper und eurer Seele diejenige Abhärtung zu geben, welche man unter solchen Umständen nothwendig besitzen muß, wenn man nicht dabei zu Grunde gehen will! Und ihr hättet nicht schon jezt gelernt, wenn es seyn muß, Frost und Hitze, Hunger und Durst, Ungemach und Mühseligkeiten jeder Art zu ertra-

gen! — Lieber Himmel! was würde dann aus euch werden?

Denkt doch also ja, so oft ihr schauderhafte Geschichten dieser Art leset: ich bin ein Mensch; alles, was Menschen begegnen konnte, das kann auch mir begegnen. Ich will also klug seyn und schon jezt in meiner Jugend mich so gewöhnen, daß ich einst ähnliche Schiksale, wenn es Gottes Wille seyn sollte, sie mir aufzulegen, muthig und standhaft ertragen kann. Und seht, ihr lieben Freunde, dazu, dazu erzähle ich euch Geschichten, wie die von Heemskerk, und die von Bonteku!

Aber ich habe auch noch eine zweite, nicht minder ernsthafte Absicht dabei; und das ist folgende.

Das menschliche Herz ist ein trozziges und verzagtes Ding; jenes so lange es ihm wohl geht; dieses sobald die Stunde der Trübsal schlägt. Da sinkt den meisten Menschen plözlich Hand und Muth; da sehen sie auf einmal des Jammers und Elendes kein Ende; da verzweifeln sie an Gott und sich, und halten es für unmöglich, daß ihr Zustand jemals wieder besser werden könne. Das ist nun sehr schwach und sehr unverständig gehandelt; denn dadurch macht man eben, daß ein kleines Unglük nun wirklich ein recht großes wird. Würden Heemskerk und seine Gefährten, würden die russischen Matrosen, Madam Godin und Bonteku dem Verderben entronnen seyn, wenn sie eben so kleinmüthig

müthig gewesen wären, und wenn sie eben so feigherzig sich der Verzweiflung hätten überlassen wollen? Gewiß nicht!

Also auch dazu, ihr Lieben, sollt ihr Geschichten dieser Art lesen, um daraus zu lernen, wie man in mislichen Umständen und Gefahren sich benehmen müsse; um eure jungen Seelen mit Muth und Entschlossenheit, vornehmlich aber mit einem festen und unerschütterlichen Vertrauen auf die Allmacht, Weisheit und Güte der allwaltenden Vorsehung zu bewafnen, die auch da noch helfen kann, wo Hülfe und Rettung von Menschen nicht mehr möglich ist. Dazu prägt euch diese schauderhaften und wunderbaren Begebenheiten ins Gedächtniß ein, um sie zu eurem Troste und zu eurer Stärkung dann wieder hervorzurufen, wenn auch ihr einmal in Lagen und Umstände gerathen solltet, wo ihr keine menschliche Hülfe weiter vor euch sähet. Dann möget ihr denken: eben der Gott, dem jene ihre wunderbare Rettung zu einer Zeit verdankten, wo alle Hofnung für sie verschwunden zu seyn schien, lebt auch heute noch, waltet auch über mich, ist auch mein Vater und wird auch mich erretten wollen und können, wenn es seinem heiligen und gütigen Rathe, der immer auf das geht, was das Beste ist, gemäß seyn wird! Dieser Gedanke wird euch denn mächtig unterstützen, und ihr werdet dadurch stark werden, Dinge zu ertragen, welche jede andere menschliche Seele zu Boden drücken und in Verzweiflung stürzen würden.

Ihr wißt nunmehr meine wohlmeinenden Absichten; sucht sie zu erreichen, und leset nun, was ich aus den angegebenen Gründen in folgender Erzählung zu eurem Vergnügen und zu eurem Nutzen beschrieben habe.

1.

Bonteku's Abreise. Kleinere Widerwärtigkeiten. Ankunft bei der Insel Bourbon. Fahrt von da nach der Marieninsel an der Küste von Madagaskar.

Bonteku — oder, wie die Holländer seinen Namen schreiben, Bontekoe — war ein holländischer Schifskapitain. Er kommandirte das Schiff Neuhorn von 550 Lasten *) und 200 Mann. Dieses ward im Jahr 1618 nach Ostindien beordert.

Nachdem die Ausrüstung vollendet war, ging Bonteku den 28sten December aus dem Texel oder Tessel — meine jungen Leser wissen doch, was und wo der Texel ist? **) — unter Segel. Die Abfahrt geschah

*) Eine Last ist so viel als 2 Tonnen, und eine Tonne so viel als 20 Centner oder 2000 Pfund. Folglich ist ein Schiff von 550 Lasten ein solches, welches 22,000 Centner oder 2,200,000 Pfund tragen kann.

**) Nämlich eine Insel und Rhede an der Provinz Holland, zwischen dem deutschen Meere und der Süder-

geschah bei gutem Winde und Wetter; aber kaum war man der lezten westlichen Spitze der englischen Küste (the Lands End) gegenüber gekommen: als man schon von den gräßlichen Widerwärtigkeiten und Gefahren, denen man unwissend entgegen lief, einen herben Vorschmak bekam. Es entstanden nämlich plözlich ganz ausserordentliche Windstöße; Berge von Wasser wurden dadurch gegen das Schiff geschleudert; einige dieser Wasserberge überwältigten das Schiff, zerplazten auf dem Ueberlaufe *) desselben, und füllten einen Theil der obersten Räume mit Wasser an.

„Wir sinken! Wir sinken!“ — So erschollen hundert ängstlich Stimmen durchs ganze Schiff; und die Schreienden standen, wie versteinert vor Angst und Schrecken, und wußten nicht, wozu sie greifen sollten. Nur Bonteku kam nicht aus seiner Fassung; er durchlief die innern Räume des Schifs, um nachzusehn, ob das einstürzende Wasser nicht etwa durch irgend einen Leck oder ein offen gelassenes Luftloch dringe; und da er sich überzeugt hatte, daß dies nicht der Fall war: so stellte er Leute an, die das Wasser mit ledernen Eimern wieder ausschöpfen mußten. Aber das gewaltsame Schwanken des Schifs warf die Kisten und Tonnen dergestalt durch einander, daß man erst einen Theil

Südersee, von wo aus die großen holländischen Schiffe in See zu gehen pflegen.

*) Das oberste Verdek des Schiffes.

Theil derselben zerschlagen und über Bord werfen mußte.

Der Sturm tobte indeß unaufhörlich fort. Wind, Wellen und Regen, der sich stromweise ergoß, brausten so gewaltig durch einander, daß man weder sehen und hören, noch festen Fußes stehen konnte. Drei Tage und Nächte dauerte dieser fürchterliche Zustand unaufhörlich fort. Endlich schien der Kampf der Elemente sich zu legen; der trübe Himmel fing an sich wieder aufzuklären, und es folgte, wie gewöhnlich, auf Sturm und Regen — Sonnenschein. Aber zu der nämlichen Zeit ereignete sich ein neues Unglük.

Der lezte Stoß des Abschied nehmenden Sturms zerbrach den großen Mast, in einer Höhe von fünf Klaftern über dem Schiff. Ein neuer Schreck für das Schifsvolk, welches den Schaden wie gewöhnlich, auch diesmal durchs Vergrößerungsglas beurtheilte! Aber Bontekù wußte auch diesmal Rath. Er ließ sofort eine andere große Segelstange, die für Nothfälle dieser Art mitgenommen war, aufrichten und den zersplitterten Mast damit zusammenbinden. Hierdurch erhielt dieser wieder Festigkeit, und stand nun von neuem aufrecht da. Der Schaden war hierdurch gehoben, das Schifsvolk beruhiget, und man segelte nunmehr, nach überstandener Noth, so froh und lustig weiter, als wenn man jede Gefahr nun schon ganz im Rücken gehabt hätte.

Da meine jungen Leser schon aus der im ersten Theile enthaltenen Reise des Vaskode Gama den Lauf der Schiffe, welche aus Europa nach Ostindien segeln, kennen: so brauche ich ihn hier nicht von neuem anzugeben.

Als man sowol die kanarischen Inseln, als auch die Inseln des grünen Vorgebürges glüklich zurükgelegt hatte, und nunmehr der Mitte unserer Erdkugel, wo sie vom Aequator oder der sogenannten Linie in zwei gleiche Hälften getheilt wird, zusegelte: ereignete sich eine neue Widerwärtigkeit. Es traten nämlich die in diesen Gegenden sehr gewöhnlichen **Windstillen** ein. Eine derselben dauerte nicht weniger als drei volle Wochen; in welchen das Schiff, wie eingewurzelt, da stand, und sich nicht aus der Stelle bewegen konnte; ein Umstand, der in dieser Gegend, wo die Sonne den Leuten senkrecht über dem Kopfe steht und brennende Stralen herabgießt, um so viel trauriger und beschwerlicher ist. Endlich gerieth die Luft wieder in Bewegung, und man segelte weiter.

Als man die Gegend des **Vorgebirges der guten Hofnung** erreicht hatte, wo man anzulegen und sich zu erfrischen wünschte: war ihr widerwärtiges Schiksal ihnen von neuem entgegen. Es wehete nämlich in dieser Gegend so stark, daß sie es nicht wagen durften, sich der Küste zu nähern. Es wurde daher im Schifsrathe beschlossen, daß man beim Cap vorbeisegeln und einen andern Erfrischungsort suchen wollte.

In

In dieser Absicht steuerte man nunmehr auf die, allen meinen Lesern bekannte große Insel Madagaskar zu. An Bord rissen unterdeß gefährliche Seuchen ein, und warfen einen nach dem andern darnieder. Schon lagen ihrer vierzig in dem kläglichsten, jeder Art von Erquickung beraubten Zustande da, als man die Ludewigsbai an der genannten Insel erreichte, und sich daselbst vor Anker zu legen suchte. Umsonst! Man fand nirgends einen bequemen und sichern Plaz dazu.

Bonteku ließ indessen die Schaluppe aussezen; stieg mit einigen Leuten hinein; befahl dem Steuermann in seiner Abwesenheit vor dem Busen hin und her zu kreutzen, um sich nicht zu entfernen; und ließ sich hierauf nach der Küste rudern. Allein die Brandung war daselbst so stark, daß man es unmöglich fand, ans Land zu kommen. Da sich indessen einige der Eingebohrnen am Strande sehen ließen: so sprang ein Wagehals unter den Matrosen ins Wasser, und schwamm durch den schäumenden und sprudelnden Wogenbruch zu ihnen hinüber. Hier that man ihm zwar nichts zu leide; aber da er weder Nachrichten in Ansehung eines Ankerplatzes, noch irgend etwas zu leben von ihnen erhalten konnte: so war es ganz umsonst, daß er sich dahin gewagt hatte. Er schwamm also unverrichteter Sache nach der Schaluppe zurük; und diese brachte hierauf den armen Kranken an Bord die traurige Nachricht, daß kein Labsal für sie allhier zu hoffen wäre. Eine sehr niederschlagende Botschaft!

Es wurde nunmehr beschlossen, die Insel Bourbon oder die Insel von Frankreich (Isle de France) *) zu besuchen, um, wo möglich, sich dort mit Erfrischungen zu versehen. Man steuerte also nach der Gegend dieser Inseln hin, und erreichte die erstere glüklich. Das Schiff ging daselbst vor Anker. Nun kroch alles, was noch kriechen konnte, aus den Hängematten aufs Verdek, und bat und flehete, daß man sie je eher je lieber ans Land bringen möchte. Bonteku gab seine Einwilligung dazu. Allein der Soupercargo des Schiffes **), als der zweite Befehlshaber desselben, wollte durchaus nicht darein willigen, weil er besorgte, daß Seeströme das Schiff von seinen Ankern reissen und widrige Winde nachher verhindern könnten, die am Lande befindlichen Leute wieder abzuholen. Die Kranken fleheten unterdessen mit gefaltenen Händen, und baten um Erbarmen; aber Hein Roll — so hieß der Supercargo — blieb unerbittlich.

Dem guten Bonteku ging dies zu Herzen. Als er daher Rollen gar nicht bereden konnte, seine Einwilligung dazu zu geben: so nahm er alle Verantwor-

*) Wovon die erstere damals noch Mascaregne, die andere aber die Insel Moritz genannt wurde. Beide gehören bekanntlich den Franzosen, und meine jungen Leser werden sie in der Nähe von Madagaskar auf jeder Charte von Afrika finden.

**) Derjenige, welchem die Ladung des Schiffes anvertraut wird, und den man daher auch den Kaufmann zu nennen pflegt.

antwortung auf sich, und rief: er wolle jederman auf seine Gefahr ans Land setzen. Diese Erklärung verursachte unbeschreibliche Freude. Die Gesunden halfen den Kranken, und so stiegen alle, welche auf dem Schiffe entbehret werden konnten, in die Schaluppen. Bonteku gab ihnen ein Segeltuch zu einem Zelte mit, nebst allerlei Vorrathe, Geschirr und einem Koche. Er selbst ging mit ans Land um sie anzuweisen. Ihre Freude beim Aussteigen war unbeschreiblich groß. Der bloße Anblik des grünen Bodens sezte sie in Entzückung. Sie wälzten sich vor Freude im Grase herum, und versicherten, daß sie sich schon zur Hälfte wieder gesund fühlten. So lieb ist dem Menschen die mütterliche Erde!

Dies war übrigens der rechte Ort zur Erquickung kranker Seeleute. Die Bäume wimmelten von Tauben und andern Federvieh, der Strand von Fettgänsen; und diese Thiere, die ich meinen jungen Lesern schon im dritten Theile dieser Sammlung beschrieben habe, waren so zahm, daß man sie fangen oder todtschlagen konnte, ohne daß sie nur einen Versuch machten, sich durch die Flucht zu retten. Auch gab es hier Schildkröten, deren Fleisch eine eben so wohlschmeckende, als zuträgliche Speise für kranke Seefahrer gewährt.

Bonteku freuete sich, seine Kranken so wohl versorgt zu sehn; und da die Sorge für das Schiff ihm selbst nicht erlaubte, lange am Lande zu bleiben:

so ließ er sie unter Aufsicht zurük, und begab sich wieder an Bord.

Der Grund, worin er geankert hatte, schien ihm bei genauerer Untersuchung, so unsicher zu seyn, daß er am folgenden Morgen für nöthig erachtete, eine bessere Rhede aufzusuchen. Er befuhr in dieser Absicht die Küste, und fand endlich, in einer Entfernung von fünf Seemeilen, eine Bucht, die einen guten Sandgrund hatte. Nicht weit vom Strande war auch ein Teich voll süßen Wassers befindlich, Fettgänse, Tauben, Papagaien und andere Vögel, gab es hier in noch größerer Menge, als an dem ersten Landungsplatze, und sie waren hier eben so zahm, als dort. Auch fand er zwanzig Schildkröten am Strande im Schatten eines Baumes liegen. Fing man einen Papagai oder andern Vogel, und quälte ihn, daß er schreien mußte: so kamen die übrigen seiner Art in Menge herbeigeflogen, als wenn sie ihm helfen wollten, und ließen sich gleichfalls fangen.

Es schien also in jeder Rüksicht gut zu seyn, das Schiff von seinem dermaligen Ankerplatze in diese Bai zu verlegen. Auch die Kranken wurden in Böten dahingeschaft; und nun labten und erquikten sich alle an der reichbesezten offenen Tafel, welche der allgemeine Vater der Natur in dieser Gegend für sie bereitet hatte. Einige belustigten sich mit der Jagd, andere mit Fischen; einige kochten das Gefangene, andere machten Braten davon. Die Kranken genasen, und die Gesunden gewannen neue

Kraft und Muth zur Ertragung neuer Mühseligkeit. Man glaubte im Paradiese zu seyn. Da die Insel damals noch keine Bewohner hatte, so konnte man ohne Scheu sich auf derselben zerstreuen, so weit man wollte.

Jezt ist diese Insel, so wie auch die nicht weit davon gelegene Insel von Frankreich, eine französische Colonie, und man zählte auf jener im Jahr 1776 nicht weniger als 6340 weiße Bewohner und 26175 Negersclaven; *) und das vorzüglichste dermalige Product, welches diese Inseln den Franzosen schäzbar macht, sind die bekannten bourbonschen Kaffeebohnen, welche, nächst dem arabischen, unter allen die besten sind.

Nachdem man sich hier hinlänglich erholt und gestärkt, auch eine Menge von Erfrischungen an Bord gebracht hatte: so ging man wieder unter Segel. Die Absicht war, auf die Insel Moriz oder Isle de France zuzusteuern, und daselbst aufs neue anzulegen: allein widrige Winde und Seeströme führten das Schiff so weit davon weg, daß man sie nur am fernen Horizonte ein wenig hervorragen sahe. Sie zu erreichen war unmöglich. Gleichwol war die Zeit noch nicht da, in welcher diejenigen regelmäßigen Winde zu wehen anfangen, mit welchen man von hier aus nach Batavia segelt. Man

*) Histoire des Etablissements des Européens, par Mr. Raynal T. II. pag. 338 — 339.

Man bedauerte daher gar sehr, daß man die Insel Bourbon so früh verlassen hatte; und beschloß nun, einstweilen nach der Marieninsel zu steuern, welche an der nordöstlichen Küste von Madagaskar liegt.

Als sie sich dieser Insel näherten, kamen verschiedene der Eingebohrnen in Kähnen, die aus ausgehöhlten Baumstämmen gemacht waren, ihnen entgegen, und brachten Reis, Hühner und Früchte zu Kauf, die man ihnen für Glaskorallen, Schellen, blecherne Löffel, Messer und dergleichen abhandelte. Sie gaben dabei zu erkennen, daß auf ihrer Insel noch viel mehr zu haben wäre, wobei sie oft die Worte: Bue, Bee und Kukelu wiederholten, die, wie man nachher erfuhr, Kälber, Kühe und Schaafe bedeuteten. Man fand unterdeß eine gute Ankerstelle, und legte das Schiff daselbst fest.

Man ging nunmehr ans Land, und handelte noch einen großen Vorrath von den genannten Lebensmitteln für europäische Kleinigkeiten ein. Einer von den Matrosen hatte eine Geige mit sich genommen, und fing an, den Eingebohrnen darauf vorzuspielen. Dies verursachte ihnen eine unbeschribliche Freude. Sie tanzten und sprangen, wie Tolle, durcheinander; schrien, sungen und jauchzten. Man reichte einigen von ihnen eine Schale mit Wein; aber indem sie davon trinken wollten, stellten sie sich so wunderlich dabei an, daß auch der Ernsthafteste sich des Lachens nicht enthalten

 konnte;

konnte; denn statt die Schaale an den Mund zu halten, stekten sie, wie Pferde, den Kopf hinein und schlurften.

Die Farbe dieser Leute war schwarzbraun. Ihre ganze Kleidung bestand in einem um den Leib gebundenen Lappen. Von Religionsbegriffen konnte man wenig oder nichts bei ihnen entdecken, man müßte denn dieses dazu rechnen wollen, daß sie vor den Thüren ihrer Wohnungen Ochsenköpfe auf Stangen errichtet hatten, vor denen sie von Zeit zu Zeit niederknieten, als ob sie beteten.

Innerhalb neun Tagen, welche man hier verweilte, erholte sich die ganze Mannschaft so völlig, daß sie ein eben so gesundes Ansehen hatte, als bei ihrer Abreise aus Holland. Das Schiff war unterdeß gereiniget und ausgebessert. Man lichtete also am zehnten Tage die Anker, und ging vergnügt und voll guten Muths wieder unter Segel.

Die armen Kurzsichtigen! Wie ganz anders würde ihnen zu Muthe gewesen seyn, hätten sie in die Zukunft blicken und die schreklichen Unglüksfälle, die ihrer warteten, vorher sehen können! Aber aus weiser Güte verbirgt die mitleidige Vorsehung den schwachen Sterblichen das, was zukünftig ist, damit sie des Gegenwärtigen genießen mögen. Auch wir wollen den Vorhang nicht eher aufziehen, bis die Stunde da seyn wird, daß das Trauerspiel beginnen muß.

2.

Schrekliche Begebenheit. Folgen derselben. Ankunft der Geretteten auf einer wüsten Insel.

Aber ach! sie ist schon da, diese für unsern Bontekù und seine Gefährten so schaudervolle Stunde! Der Vorhang muß also aufgezogen werden.

Es war der 19te Januar 1619, und man befand sich wieder mitten auf dem grenzenlosen Oceane, als der Schifskellermeister mit einem Stekleuchter in der Hand in den untern Schifsraum hinabstieg, um, wie gewöhnlich, ein Fäßchen mit Brannteweinan anzufüllen, welches den folgenden Morgen unter das Volk vertheilt werden sollte. Der Mann mußte entweder nie erfahren haben, daß Branntewein zu den feuerfangenden Dingen gehöre, oder er mußte einen Grad von Leichtsinn und Gedankenlosigkeit besitzen, der ihm wenig Ehre macht: denn er befestigte seinen offenen Leuchter an ein Faß, welches über demjenigen lag, aus welchem er den Branntewein heben wollte. Nach geendigtem Geschäfte wollte er den eingeschlagenen Leuchter wieder herausziehen; aber dieser stekte so fest, daß es nicht anders, als mit einiger Gewalt geschehen konnte. Darüber entfuhr dem Lichte beim Ausreissen ein Funke und — fiel in das offene Spuntloch des untern Brannteweinfasses. Augenbliklich stand das ganze Faß in Flammen.

Der erschrockene Kellermeister rief Feuer! Und Feuer! Feuer! schallte es fürchterlich aus allen Winkeln wieder. Man stürzte in den Raum; sahe mit Entsetzen wie der flammende Branntewein den Boden des Fasses zersprengte, und wie ein brennender Schwefelbach nach dem Steinkohlenhaufen lief, der in eben diesem Raume sich befand. Allen standen bei diesem schreklichen Anblicke die Haare zu Berge: aber Bonteku, welcher auch herbei geeilt war, behielt noch Gegenwart des Geistes genug, um alles mögliche zu ihrer Rettung zu versuchen. Man schleppte auf seinen Befehl eiligst Wasser herbei; man goß und goß, und — o der Freude! der Brand wurde glüklich gelöscht.

Schon wünschten die Geretteten sich einander Glük; schon war Bonteku wieder aufs Verdek gegangen; schon fing man an, den gehabten Schrecken zu vergessen: als nach einer halben Stunde das fürchterliche Geschrei: Feuer! Feuer! von neuem durchs ganze Schiff erscholl. — Aber nunmehr mag der unglükliche Held meiner Geschichte selbst, und zwar größtentheils in seiner eigenen Manier reden.

„Ich erschrak, sagt Bonteku in seiner Reisebeschreibung, und lief hinab. So wie ich in den Raum kam, sahe ich, daß die Kohlen, die der ausgeronnene Branntewein entzündet hatte, in lichten Flammen standen. Alsobald goßen wir Wasser in erstaunlicher Menge darauf; aber nun ereignete sich ein neuer Zufall. Das auf die Kohlen gegossene

Wasser

Wasser verursachte einen so dicken, schwefelichten und erstickenden Dampf, daß es fast unmöglich war, im Raume auszuhalten. Ich blieb demohngeachtet da; machte Anstalt, so viel es mir nur möglich war, und ließ die Leute einander ablösen, damit sie frische Luft schöpfen konnten. Einige waren nahe dabei zu ersticken, und hatten Mühe, die Luken oder Treppenlöcher zu erreichen. Mir selbst wurde so schlimm, daß ich nicht mehr wußte, wo ich war, und den Kopf zuweilen auf eine Tonne legte, wobei ich das Gesicht gegen die Lucken kehrte, um wieder zu Athem zu kommen."

„Als ich es endlich länger nicht mehr aushalten konnte, so sagte ich zu Rollen: laßt uns das Pulver über Bord werfen! Allein er wollte nicht darein willigen. Wenn wir, sagte er, das Pulver auswerfen, so sind wir vermuthlich sicher, daß wir nicht im Feuer umkommen; aber womit wollen wir uns nachher wehren, wenn wir angefallen werden?"

„Die Kohlen brannten unterdeß fort: der Dampf wurde immer dicker und erstickender, und alle, ich selbst mit ihnen, mußten, wenn wir nicht umkommen wollten, den brennenden Raum verlassen."

„Dennoch ließen wir den Muth nicht sinken. Wir hieben mit einer großen Axt Löcher in das untere Verdek, und gossen durch dieselben, so wie auch durch die Lucken, eine erstaunliche Menge Wassers

hinab. Unsere große Schaluppe war schon seit drei Wochen in die See gelassen, und hing am Hintertheile des Schifs. Das Boot, welches auf dem Verdecke lag, wurde jezt auch hinuntergelassen, weil es denen, die Wasser schöpften, im Wege lag."

„Die allgemeine Angst wuchs unterdeß mit jedem Augenblicke; denn man sahe nichts wie Feuer und Wasser vor sich, und keine Hofnung, sich zu retten. Das Schifsvolk fing an, sich auf die Seite zu machen, ließ sich vom Schiffe hinab und schwamm nach der Schaluppe oder nach dem Boote. Als Roll dies bemerkte und seine Verwunderung darüber äußerte, riefen sie ihm zu: er möchte mit einsteigen; sie wollten in See stechen. Seine eigene Furcht bewog ihn, ihre Einladung anzunehmen. Er stieg hinab und sagte: lieben Leute, ihr müßt auf den Capitain warten! Allein da half weder Bitten, noch Befehlen. So bald er in der Schaluppe war, kappten sie das Seil, und fuhren davon."

„Auf einmal kamen zu mir, der ich noch immer mit Anstalten zum Löschen beschäftiget war, einige der Zurükgebliebenen gelaufen und schrien: ach! Capitain, was sollen wir nun anfangen? Da fahren die Schaluppe und das Boot davon! Ich antwortete: wenn sie uns verlassen, so wollen sie nicht wiederkommen. Hiermit lief ich aufs Verdek, und sahe mit eigenen Augen, wie sie davon ruderten. Ich rief hierauf den Meinigen an Bord zu:

die

die Segel gehisset! *) Wir müssen sie einholen; und weigern sie sich, uns an Bord zu nehmen: so wollen wir die Schurken in den Grund segeln, damit sie lernen, was sich gebührt!"

„Die Segel wurden aufgezogen und losgebunden; und wir kamen ihnen auf drei Schifslängen nahe. Allein sie machten eine Wendung und entwischten. Nun, Kinder, sagte ich hierauf, müßen wir uns auf Gottes Barmherzigkeit verlassen, und sehen, was wir thun können. Wir müssen versuchen, ob wir noch löschen können. Lauft nach der Pulverkammer, und werft die Pulverfässer über Bord, ehe das Feuer dazu kommt. Hierauf nahm ich die Zimmerleute zu mir, und befahl ihnen, geschwind Löcher in die Schifswand zu bohren, und das Schiff anderthalb Klafter hoch mit Wasser anlaufen zu lassen. Aber unglüklicher Weise waren die Wände mit Eisen beschlagen; sie konnten also mit dem Bohrer nicht durchkommen."

„Als man sahe, daß auch diese Hofnung fehl schlug, geriethen alle in eine Bestürzung, die nicht zu beschreiben steht. Alles schrie und wehklagte. Man goß indeß noch frisch darauf los, und die Glut schien wirklich abzunehmen. Aber plözlich gerieth das Oel in Flammen; und damit war alle Hülfe verloren. Je mehr man löschte, desto heftiger schlug die Lohe empor. Das brennende Oel lief in alle Winkel, und stekte alles in Brand. Bei diesem verzwei-

*) Aufgezogen!

zweifelten Zustande wurde das Heulen und Wehklagen so groß, daß mir die Haare auf dem Kopfe empor stunden, und ein kalter Schweiß mir über den ganzen Leib lief.“

„Sechzig halbe Fässer Pulver waren bereits über Bord geworfen; aber drei hundert waren noch zurük. Jezt, jezt kam der entscheidende Augenblik; das Feuer drang in die Pulverkammer, und mit einem fürchterlichen Knall flogen Schiff und Menschen in die Luft. Es waren noch 119 Personen, welche dieses Unglük traf. Ich selbst war gerade auf dem Verdecke, nicht weit vom Tauwerke des großen Segels, und 63 Mann schöpften in meiner Gegenwart Wasser. In einem Augenblicke waren sie alle weg, ohne daß man sehen konnte, wo sie blieben.“

„Was mich, Wilhelm Isbrand Bonteku, betrift, so ergab ich mich darein, eben so, wie meine Gefährten umzukommen. Ich rekte die Hände gen Himmel, und rief: Herr sey mir gnädig und barmherzig! Ich spürte wol, daß ich in der Luft flog; ich dachte auch, es wäre aus mit mir; doch hatte ich noch meinen völligen Verstand, und ließ die Hofnung noch nicht gänzlich sinken. Endlich fiel ich aus der Luft, mitten unter die Trümmern des Schiffes, ins Wasser hinab.“

„Als ich nur erst hier war, so wuchs mir dergestalt der Muth, als wenn ich ein anderer Mensch geworden wäre. Ich sahe mich um; erblikte neben

mir

mir auf der einen Seite den großen Mast, auf der andern den Besaanmast *), die, wie ich, auf dem Wasser schwammen. Ich schwang mich auf jenen; schaute abermals umher, und sagte mit Seufzen: allmächtiger Gott! dies schöne Schiff ist also, wie Sodoma und Gomorra, zu Grunde gerichtet!"

„Bis jezt war ich keines andern Menschen, der außer mir übrig geblieben wäre, gewahr worden. In diesem Augenblicke sahe ich einen sich aus dem Abgrunde empor arbeiten. Er krigte ein Stük des Boegsprit **) zu packen, schwang sich darauf, und sagte: nun bin ich wieder in der Welt! Ich hörte ihn reden, und sagte: mein Gott! ist hier noch ein anderer Mensch am Leben, als ich? Der junge Mensch hieß **Herrmann van Knipnisen**, gebürtig aus Cyder."

„Ich sah einen kleinen Mast neben ihm treiben. Weil nun der große, worauf ich saß, sich alle Augenblicke rundum wälzte, und mir dadurch große Beschwerlichkeit verursachte, so rief ich ihm zu: Herrmann! stoß mir die Stange da zu; ich will mich darauf setzen, und zu dir schwimmen, damit wir beide beisammen sind. Er that, was ich verlangte; denn sonst hätte ich unmöglich zu ihm kommen können, weil das Auffliegen und der Fall mich ganz zerschellert hatten. Ich war am Rücken wund, und hatte zwei Löcher im Kopfe. Bis jezt hatte ich

*) Der hintere Mast.
**) Der vordere schrägliegende Mast eines Schifs.

ich nichts davon gespürt; aber nun wurden die Schmerzen so stark, daß mir beinahe Hören und Sehen verging.“

„Wir waren nunmehr ganz nahe beisammen, und jeder hatte ein Stük vom untern Theile des Boegsprits im Arme. Wir bliften umher, ob wir der Schaluppe oder des Boots ansichtig werden könnten; endlich erbliften wir sie, aber weit von uns. Die Sonne wollte eben untergehn. Ich sagte zu meinem Unglüksgefährten: mein Sohn, hier ist alle Hofnung aus! Es wird Nacht; die Schaluppe und das Boot sind weit von uns; wir können es unmöglich die ganze Nacht aushalten. Wir müßen Gott anrufen, und uns in seinen Willen ergeben. Wir fingen an, zu beten, und — unser armes Gebet wurde erhört! Denn kaum waren wir damit fertig: so waren die Schaluppe und das Boot nahe bei uns.“

„Ich rief: helft, helft dem Capitain! Einige Matrosen hörten mich, und schrien: Der Capitain lebt noch! Sie näherten sich hierauf den Trümmern, konnten aber nicht zu mir kommen, aus Besorgniß, die großen Stücke möchten ihr Fahrzeug umstoßen.“

„Herrmann, dem der Luftsprung nicht viel geschadet hatte, schwamm nach der Schaluppe hin, und wurde aufgenommen. Ich meines Orts rief: wenn ihr mich haben wollt, so müßt ihr mich holen; denn ich bin so zerfallen, daß ich nicht schwimmen kann. Hierauf sprang der Trompeter ins Wasser, mit

mit der Linie vom Senkblei, die er in der Schaluppe fand, und gab mir das Ende davon in die Hände. Ich wickelte den Strik um den Leib; und wurde hierauf glüklich nach der Schaluppe hingezogen. Allda fand ich unter andern Rollen, Wilhelm van Galen und den Untersteuermann, Namens Meynders Kryns, aus Hoorn gebürtig. Jederman sahe mich mit Erstaunen an."

„Ich hatte hinten in der Schaluppe einen kleinen Verschlag machen lassen, worin zwei Menschen Plaz hatten. Dahinein begab ich mich, um ein wenig auszuruhen. Denn ich befand mich so schwach, daß ich dachte, es würde nicht lange mehr mit mir währen. Der Rücken war mir ganz zerschlagen, und die Löcher im Kopfe schmerzten mich unaussprechlich. Wir hatten zwar einen Schifsbarbier bei uns, aber keine Arzenei. Alle Hülfe, welche dieser mir leisten konnte, bestand darin, daß er Schifszwiebak kauete, und meine Wunden damit belegte. Durch Gottes Hülfe vertrat dies die Stelle eines heilenden Balsams; denn ich wurde davon heil."

„Indem ich mich legte, sagte ich zu Rollen: mein Rath wäre, wir blieben diese Nacht unter den Trümmern des Schiffes liegen. Morgen bei Tage könnten wir einige Lebensmittel auffischen; vielleicht fänden wir auch unter den herumschwimmenden Sachen einen Kompaß, dessen wir bedürften, um Land zu suchen. Allein Rolle verachtete meinen Rath, und ließ darauf losrudern, als wenn

er

er gewiß gewußt hätte, daß Land in der Nähe wäre. Als aber die Sonne aufging, sahe man weder Land noch Schifstrümmern."

„Jezt kamen die Leute zu mir, um zu sehen, ob ich lebendig oder todt wäre. Capitain, sagten sie, was sollen wir anfangen? Wir sehen kein Land, und haben weder Brod, noch Charte, noch Kompaß — Kinder, antwortete ich, ihr solltet mir gestern Abend gefolgt haben, da ich so treulich rieth, beim Wrak zu bleiben. Ich erinnere mich noch wohl, wie ich auf dem Maste saß, daß Spek, Käse und anderer Vorrath um mich herumschwamm. Da hätten wir diesen Morgen auffischen können. — Lieber Capitain! sagten sie hierauf freundlich zu mir, kommt heraus und führt uns. Ich kann nicht, erwiederte ich; denn ich bin so lahm, daß ich mich nicht von der Stelle rühren kann. Mit ihrer Hülfe wurde ich indeß herausgebracht und auf das Verdek gesezt."

„Hier sahe ich nun, wie man noch immer fortruderte. Ich fragte: wie groß ihr Vorrath wäre? und sie zeigten mir sieben bis acht Pfund Zwiebak. Hört auf zu rudern, sagte ich dann; ihr ermattet euch für die lange Weile, und könnt euch durch Trank und Speise nicht wieder stärken. Aber was sollen wir denn thun? fragten sie; und ich hieß ihnen, die Hemden auszuziehn und Segel davon zu machen. Aber nun fehlte es an Faden. Um diesem Mangel abzuhelfen, ließ ich ein Seil, welches in der Schaluppe lag, aufdrehen und Faden davon machen.

machen. Die im Boote machten es eben so. Man flikte also die Hemden an einander, und machte kleine Segel daraus."

„Hierauf zählten wir unsere Mannschaft. In der Schaluppe waren sechs und vierzig, und im Boote sechs und zwanzig; also zusammen zwei und siebenzig. Ich wollte mein Hemde gleichfalls hergeben; aber das wurde, in Betracht meines schlechten Zustandes, einstimmig verbeten. Man gab mir vielmehr noch einen blauen Matrosenkittel und ein Küssen, welches sich in der Schaluppe fand; und sorgte auch noch sonst für mich, so viel es möglich war."

„Den ersten Tag, da wir mit der Verfertigung der Segel beschäftiget waren, ließen wir uns von den Wellen treiben. Gegen Abend wurden wir damit fertig; und nun ward gesegelt. Wir richteten uns dabei nach den Sternen. Aber da wir nahe bei der Linie waren und die Sonne uns also fast grade über dem Haupte stand: so hatten wir bei Tage sehr viel von einer unausstehlichen Hitze zu leiden. Bei Nacht hingegen erstarrten wir vor Kälte."

„Am zweiten Tage unsers unseligen Herumirrens auf dem grenzenlosen Meere, verfertigten wir, so gut es gehen wollte, einige Instrumente, durch deren Hülfe wir einigermaaßen die Weltgegend bestimmen konnten, in der wir waren. Ich schnitt auch eine Seecharte in den Boden und verzeichnete

die Inseln Java und Sumatra, nebst der zwischen ihnen befindlichen Meerenge. Nach den Beobachtungen, die ich hierauf anstellte, brachte ich heraus, daß wir nur noch zwanzig Meilen vom Lande entfernt wären. Aber wer stand mir für die Richtigkeit jener Beobachtungen, da ich sie mit so groben und unvollkommenen Werkzeugen anstellen mußte?“

„Von den wenigen Pfunden Zwiebak verordnete ich einem Jeden täglich seinen Theil, der in einem Stükchen von der Dicke eines Daums bestand. Damit mußte sich Jeder von uns begnügen. Zu trinken hatten wir anfangs gar nichts; da es aber in der Folge regnete: so zog man die Segel ein, breitete sie in der Schaluppe aus, und bediente sich nachher zweier kleinen Tonnen, um das ausgerungene Wasser darin aufzubewahren. Das war denn unser Vorrath für diejenigen Tage, an welchen es nicht regnete. Um ein Gefäß zum Herausschöpfen und zum Trinken zu bekommen, schnitt ich die Spitze von einem Schuh ab. Man war so gütig gegen mich, mir zu erlauben, von diesem kleinen Wasservorrathe für mich selbst zu nehmen, so viel ich wollte; aber ich misbrauchte diese Erlaubniß nicht, sondern begnügte mich mit dem, was jedem Andern zu Theil wurde.“

„Das Boot that sein Bestes, uns zu folgen; aber weil wir besser segelten, und von jenen Niemand die Schiffahrt verstand: so baten sie uns jedesmal, so oft sie uns nahe kamen, inständig, daß wir

wir sie in die Schaluppe nehmen mögten, weil sie besorgten, bei entstehendem Sturme von uns verschlagen zu werden. Allein unsere Leute wollten durchaus nicht darein willigen, und stellten vor, daß wir alle darüber zu Grunde gehen könnten."

„Nach einigen Tagen stieg unser Elend auf den höchsten Gipfel. Der Zwiebak war verzehrt, und wir sahen noch immer nichts, als Wasser und Himmel. Ich wandte alle Mühe an, die Ungeduldigsten zu überreden, wir könnten nicht weit mehr vom Lande seyn: aber meine Vorstellungen fanden wenig Eingang. Sie fingen an verdrießlich über mich zu werden, und sagten: ich betröge mich im Ueberschlage, und führe in die offene See hinein, statt dem Lande zuzusteuern. So standen die Sachen, als uns Gott recht wunderbarer Weise wenigstens so viel Hülfe sandte, als voriezt erfordert wurde, um uns vor der Verzweifelung zu schützen."

„Verschiedene Meven, welche vermuthlich vom langen Fliegen auf der offenbaren See ermüdet waren, kamen über unser Schiff geflattert, und zwar recht, als wenn sie gefangen seyn wollten. Sie schwebten nämlich so niedrig über uns, daß wir sie mit der Hand erreichen konnten. Jeder von uns fing sich einige davon, rupfte sie, und aß sie roh. Welches Labsal! Welcher Wohlgeschmak! Ich muß gestehn, daß mir in meinem ganzen Leben nie der Honig so süß geschmekt hat, als diese rohen Meven."

„Aber ach! wie bald stellte sich der gierige Hunger von neuem ein, da wir abermals einen ganzen Tag ohne alle Nahrung hinbrachten, und nirgends Land erscheinen wollte! Unsere Leute verloren nunmehr allen Muth; und da das Boot bei uns kam, und die Leute darin abermals flehentlich baten, daß wir sie doch einnehmen mögten: so ward einstimmig beschlossen, ihren Wunsch zu erfüllen. Weil nun einmal doch nichts anders, als der Tod, für uns zu erwarten stand: so wollten wir alle in Gesellschaft sterben. Man nahm sie also ein, und sie brachten ihre Segel und Ruder mit.“

„Hierauf hatten wir dreißig Ruder in der Schaluppe, die wir über die Bänke legten, so daß sie eine Art von Verdek ausmachten. Ich theilte hierauf das Volk in zwei Theile, davon der eine nach dem andern unter dieses Verdek kriechen, und daselbst ruhen durfte. Die Verzweifelung lag jezt allen auf dem Gesichte.“

„Aber es gefiel der Vorsehung, diesen unsern hofnungslosen Zustand noch einmal durch ein Labsal zu unterbrechen, welches sie abermals auf eine wunderbare Art für uns herbeiführte, recht als wenn sie unsern sinkenden Glauben an ihre Allmacht und Güte beschämen wollte. Es hob sich nämlich auf einmal eine Menge fliegender Fische aus dem Meere, die so groß wie Stokfische waren. Verschiedene davon stürzten sich in die Schaluppe. Gierig fiel man darüber her, theilte den Raub, und Jeder schlukte roh hinunter, was ihm zugefallen war.“

„Aber

„Aber nunmehr wurden wir vom Durste fast noch empfindlicher, als vorher vom Hunger gequält. Einige wollten das salzige und bittere Seewasser trinken; allein ich sagte zu ihnen: Kinder, thut das nicht! Es wird euch den Durst nicht löschen; aber es wird euch einen Durchfall verursachen, der euch tödten wird. — Einige lekten hierauf an bleiernen Flintenkugeln oder nahmen sie in den Mund; andere tranken ihren Urin. Ich trank den meinigen auch: aber auch dieses ekelhafte und elende Hülfsmittel kam uns wenig zu statten."

„Indem nun das Elend mit jeder Stunde zunahm, so stieg die Verzweifelung endlich aufs höchste. Einer warf verstörte und wilde Blicke auf den Andern, als wenn er ihn anfallen und zerfleischen wollte. Ja, einige sagten es laut, daß nun nichts anders mehr übrig wäre, als zu diesem lezten schreklichen Nothmittel zu greifen; und sie schlugen vor, daß man bei dem Schifsjungen anfangen müße. Hierüber entsezte ich mich so sehr, daß ich fast alle Kraft verlor. Ich rief zu Gott, er mögte etwas so Unmenschliches doch nicht zugeben; und er mögte unsere Noth nicht höher steigen lassen, als er wüßte, daß wir sie ertragen könnten. In diesem Augenblicke mußte ich mit Entsetzen sehen, daß einige Matrosen wirkich Hand an den Jungen legten, um ihr gräuliches Vorhaben auszuführen. Ich schrie ihnen zu: Kinder! was wollt ihr machen? Bedenket doch die Unmenschlichkeit und Gottlosigkeit von dem, was ihr vorhabt, und haltet ein! Ruft den allmächtigen Gott an, der wird sich über euch erbarmen, und

und uns Hülfe senden. Glaubt mir, wir können nicht mehr weit vom Lande seyn. Ich zeigte ihnen hierbei auf der eingeschnittenen Charte den täglich zurükgelegten Weg, und den Flek, wo wir, meiner Rechnung nach, an diesem Tage seyn mußten.“

„Sie antworteten: es wäre nur gar zu gewiß, daß ich entweder sie, oder mich selbst betröge. Dennoch wollten sie mir noch eine Frist von drei Tagen zugestehn, nach deren Verlauf nichts in der Welt sie abhalten sollte, zu thun, was sie wollten, im Fall auch dann noch kein Land zu sehen wäre. Diesen unmenschlichen Contract mußte ich mir gefallen lassen, ohngeachtet es mir dabei durch Mark und Bein ging. Ich betete inbrünstig zu Gott, er mögte doch verhüten, daß wir unsere Hände nicht mit einer so abscheulichen That besudelten.“

„Unterdessen lief die Zeit vorbei, und die Noth wurde so groß, daß ich selbst alle Mühe hatte, mich der Verzweiflung zu erwähren. Einige sagten: wären wir doch nur am Lande, so könnten wir doch wenigstens Gras fressen, wie das Vieh! Ich ermahnte beständig. Allein des andern Tages waren die Kräfte eben sowol weg, als der Muth. Die wenigsten waren mehr im Stande aufzustehn oder sich aufrecht zu halten. Roll war so schwach, daß er kein Glied mehr rühren konnte. Ich selbst war einer von den Stärksten, ohngeachtet meine Verwundung mich hätte schwächen sollen: denn noch hatte ich so viel Vermögen, daß

ich von einem Ende der Schaluppe bis ans andere gehen konnte."

„Es war jezt der dreizehnte Tag nach unserer Verunglückung, als sich der Himmel überzog, und ein Regen fiel, der uns einigermaaßen erquikte. Da zugleich eine Windstille eintrat, so konnten wir die Segel abnehmen und sie über die Schaluppe ausbreiten, um auf diese Weise den Regen aufzufangen. Jeder trank nun nach Belieben, und die beiden Fäßchen wurden auch gefüllt. Ich stand damals am Steuer, und urtheilte nach dem gemachten Ueberschlage, daß wir nahe am Lande seyn müßten. Ich hofte, das Wetter sollte sich aufklären, so lange ich noch am Ruder wäre, und wollte deswegen nicht davon weggehn. Allein der dicke Nebel und der noch immer anhaltende Regen machten mich zulezt so starr, daß ich es nicht mehr aushalten konnte, sondern den Quartiermeister rufen mußte, mich abzulösen. Er kam, und ich kroch zu den Andern, um mich wieder etwas zu erwärmen."

„Der Augenblik, da das unmenschlichste Schauspiel unter uns anheben sollte, war jezt vor der Thür. Aber Dank, Dank sey der Güte unsers Gottes, welche diesen Greuel noch zu rechter Zeit verhinderte! Denn kaum war der Quartiermeister eine Stunde am Steuer gewesen: so verzog sich der Nebel, und er sahe — Land. Er schrie aus vollem Halse: Land! Land! und ein froher Schauder fuhr uns allen durch Mark und Bein. Die Freude

gab auch dem Schwächsten unter uns so viel Kraft wieder, daß er aufstehen konnte, um sich von der Wahrheit der entzückenden Nachricht durch eigene Augen zu überzeugen. Der Anblik des Landes, welches jezt wirklich vor uns lag, zerstreute jeden Zweifel, und unsere Herzen zerflossen in Freude und Entzücken. Allein da wir uns dem Strande näherten, war die Brandung so stark, daß wir uns nicht hindurch wagen durften. Wir fuhren etwas weiter; da hatten wir das Glük, eine kleine Bucht zu entdecken, und es gelang uns, in dieselbe einzulaufen. Wir schlugen einen kleinen Anker in den Strand; und nun eilte jederman, ans Ufer zu springen."

So weit Bonteku.

3.

Kurzer Aufenthalt auf der wüsten Insel. Landung auf Sumatra. Neue Gefahren und Noth. Flucht von Sumatra.

Das Land, welches man jezt glüklich erreicht hatte, war eine kleine unbewohnte Insel, in der Nachbarschaft einer größern, welche hoffentlich allen meinen jungen Lesern unter dem Namen der Insel Sumatra bekannt seyn wird. Das ausgehungerte Volk zerstreute sich, und schwankte umher, um irgend etwas Eßbares zu suchen. Ich aber meines Orts, sagt der fromme und brave Bonteku, fiel bei dem

ersten

ersten Tritte, den ich aus dem Schiffe that, auf mein Angesicht, küßte mit Entzücken die Erde, und dankte Gott, dem Allmächtigen, für unsere Rettung.

Man fand auf dieser Insel Kokosnüsse; aber kein trinkbares Wasser. Zum Glük konnte der in den Nüssen enthaltene Saft die Stelle eines Getränks vertreten. Und nun wäre alles gut gewesen, hätten die Ausgehungerten sich in ihren ersten Genüssen nur zu mäßigen gewußt. Aber weil sie sich ihrer Begierde nach Nahrung zu sehr überließen, so mußten alle durch heftige Kolikschmerzen dafür büßen, die sie nicht anders zu lindern wußten, als daß sie sich in den Sand des heissen Bodens einscharrten und ihre Leiber damit bedeckten. Sie genasen indeß am folgenden Tage alle, nachdem sie starke Ausleerungen gehabt hatten.

Man durchirrte hierauf die ganze Insel; fand hie und da zwar menschliche Fußstapfen, aber keine Spur von einer Wohnung. Um nun wieder zu Menschen zu kommen, wurde beschlossen, nach der Insel Sumatra zu segeln, welche nur fünfzehn Meilen von da entfernet war. In dieser Absicht füllte man die Schaluppe mit Kokosnüssen an, und ging hierauf gegen Abend unter Segel. Schon am folgenden Morgen bekam man die Küste jener großen Insel zu Gesichte; aber als man bei derselben anlangte, mußte man lange Zeit vergebens suchen, ehe man eine Stelle fand, wo man landen konnte. Endlich kamen sie an einen Ort, wo ein

Fluß sich ins Meer ergoß, und dieser schien zu ihrer Absicht bequem zu seyn. Als sie aber näher kamen, so sahen sie vor der Mündung eine Sandbank, woran die Wellen sich auf eine so ungestüme Weise brachen, daß Bonteku es nicht wagen wollte, hindurch zu steuren, wenn nicht alle seine Gefährten der Meinung wären, daß es durchaus geschehen müßte. Er ließ sie daher alle in Ordnung treten, und jeden seine Meinung sagen. Die Stimmen aller waren dafür; man fuhr also in Gottes Nahmen darauf los.

Kaum trat das Schiff in die Brandung ein, so füllte gleich die erste Welle dasselbe bis zur Hälfte mit Wasser an. Man schöpfte in größter Geschwindigkeit mit Hüten, Schuhen und Händen das Wasser wieder hinaus: aber eine zweite noch viel stärkere Welle senkte die Schaluppe beinahe in den Grund. „Kinder! schrie Bonteku, haltet das Schiff im Gleichgewichte, und schöpfet, was ihr schöpfen könnt; sonst sind wir dahin!“ Man schöpfte mit erstaunlichem Eifer. Indem kam die dritte Welle; aber diese war glüklicher Weise schon zu kurz, als daß sie viel Wasser hätte eingießen können; sonst wäre es in der That mit ihnen aus gewesen. Sie kamen glüklich ans Land; und da sie in dem Flusse gutes Trinkwasser zur Löschung ihres langen unbefriedigten Durstes fanden: so vergaßen sie bald auch der lezten Gefahr, der sie so eben erst entgangen waren.

Unter den Kräutern und Pflanzen, womit der Boden hier bewachsen war, fand man, zum großen Vergnügen der ganzen Gesellschaft, eine Gattung kleiner Bohnen, die den Holländischen gleich kamen. Man fiel darüber her, und vergaß abermals der Pflicht der Mäßigkeit, wofür man denn, wie natürlich, abermals durch Schmerzen büßen mußte. Einige, welche eine kleine Streiferei auf eine Erdspitze vornahmen, fanden daselbst bei einer noch lodernden Feuerstelle einen Vorrath von Tabak. Dieser Fund, noch mehr aber die dadurch bestätigte Wahrscheinlichkeit, daß sie wieder in der Nachbarschaft von Menschen wären, machten ihnen recht große Freude. Man fällte einige Bäume, machte ein tüchtiges Feuer an, und die Gesellschaft sezte sich um dasselbe herum und rauchte den gefundenen Tabak.

Als der Abend darüber heranrükte, stellte Bonteku an drei verschiedenen Orten Schildwache aus. Der Mond war damals gerade im Abnehmen. In den ersten nächtlichen Stunden blieb alles ruhig, nur daß die Gesellschaft häufig über Bauchgrimmen klagte, welches man sich durch unmäßiges Bohnenessen zugezogen hatte. Aber eben da die Schmerzen am heftigsten waren, rief eine der Schildwachen; daß eine große Menge von Eingebohrnen im Anmarsch wäre. Augenbliklich waren alle auf den Füßen; denn was konnte man von einem nächtlichen Besuche dieser Art anders erwarten, als etwas Feindseliges? Zum Unglük hatte man keine andere Waffen, als einen alten rostigen Degen und zwei Aexte.

Nichts desto weniger war man entschlossen, sich seiner Haut zu wehren, und sein Leben wenigstens so theuer zu verkaufen, als man könnte. In dieser Entschließung bewafneten sie sich mit Feuerbränden, und so marschirten sie dem Feinde kek entgegen.

Die feurigen Knittel und die herumfliegenden Funken gaben dem kleinen Corps ein recht furchtbares Ansehn, und jagten dem Feinde, der nicht wissen konnte, was man sonst für Waffen führe, eine solche Furcht ein, daß er die Flucht ergriff und sich in der Waldung verstekte. Man kehrte hierauf wieder zu der Feuerstelle zurük, und brachte die ganze Nacht, nicht ohne Unruhe und Besorgniß, mit Wachen hin. Bontekn aber und Roll besezten die Schaluppe, um sicher zu seyn, daß diese Zuflucht ihnen nicht abgeschnitten würde.

Am folgenden Morgen kamen drei Insulaner mit Aufgang der Sonne, und gingen dem Strande zu. Bontekn schikte ihnen drei Mann entgegen, die schon ehemals in Indien gewesen und daher mit der Sprache und Lebensart des Landes nicht ganz unbekannt waren. Diese wurden von jenen gefragt: wer sie wären? und ihre Antwort war: verunglükte Handelsleute, die ihr Schiff durch Feuer verloren hätten, und welche Lebensmittel von ihnen zu kaufen wünschten. Indem sie so mit einander redeten, suchten die Indianer sich der Schaluppe zu nähern, vermuthlich um zu sehen, ob man Waffen darin hätte. Aber Bontekn war vorsichtig gewesen und hatte das Schiff mit den Segeln bedekt, so daß niemand

niemand hineinsehen konnte. Als hierauf die Indianer ihre Neugierde in Ansehung der Waffen nicht bergen konnten: so ward ihnen zur Antwort gegeben, daß man mit Flinten, Pulver und Blei reichlich versehen wäre. Man kaufte ihnen hierauf einige gekochte Hühner und Reis ab, die sie bei sich hatten; und auf Bonteku's Rath sezte man sich, als wenn man von keiner Furcht etwas wüßte, in ihrer Gegenwart nieder, und verzehrte das Eingehandelte mit einem Appetite, welcher die Indianer in Verwunderung sezte. Sie schienen übrigens mit der erhaltenen Bezahlung zufrieden zu seyn, und zogen ruhig ab.

Da es unsern Abentheurern hier um nichts anders zu thun war, als sich mit Lebensmitteln zu versorgen, um hiernächst die Fahrt nach Batavia anzutreten: so entschloß sich Bonteku nebst einigen seiner Leute, in einen indianischen Kahn zu treten, der am Ufer des Flusses stand, und damit bis nach einem Dorfe hinauf zu rudern, welches man in der Ferne liegen sah. Dieser Vorsaz wurde denn auch auf der Stelle ausgeführt. Er langte bei dem Dorfe an; kaufte zuvörderst einen Vorrath von Reis und Hühnern, den er den Zurükgebliebenen zuschikte; und nahm hierauf selbst, nebst seinen Gefährten, eine gute Mahlzeit ein. Zum Getränk verkaufte man ihm eine Art von Wein, der aus dem Safte eines gewissen Baums gemacht war. Die Eingebohrnen standen dabei in Menge um sie herum, und zählten gleichsam jeden Bissen, den sie in den Mund stekten.

Nach

Nach geendigter Mahlzeit kaufte ihnen Bonteku einen Büffel ab, der aber so scheu war, daß man ihn nicht greifen konnte. Es fing darüber an, Abend zu werden. Um nun nicht zu viel zu wagen, gab er seinen vier Gefährten zu erkennen, daß es rathsam wäre, wieder nach der Schaluppe zurükzukehren. Allein diese, welche keine Gefahr besorgten, baten ihn so inständig, sie die Nacht über da zu lassen, daß er endlich, wiewol ungern darein willigte, und sich allein auf den Weg nach dem Kahne machte.

Und nunmehr, da sich hier abermals eine Scene eröfnet, die niemand besser, als derjenige beschreiben kann, der selbst eine Rolle dabei spielte, sey es mir erlaubt, unsern ehrlichen Bonteku noch einmal selbst reden zu lassen.

„Als ich, sagt er, zu der Pirogue — das ist, zu dem indianischen Fahrzeuge — ans Ufer zurük kam: fand ich daselbst eine große Menge Indianer, die im Wortwechsel begriffen zu seyn schienen. Mir kam es vor, als wenn einige wollten, man sollte mich ungehindert abziehen lassen, andere hingegen, man sollte sich meiner bemächtigen. Ich faßte indeß ein Herz, pakte zwei von ihnen beim Arme, und stieß sie gegen den Kahn, als wenn ich ihr Herr gewesen wäre. Sie machten hierzu zwar ein flämisches Gesicht, gehorchten indeß und sezten sich, der eine vorn, der andere hinten auf die Ruderbank. Ich selbst trat in die Mitte, und so fuhren wir ab.“

„Jeder

„Jeder von ihnen hatte einen Dolch an der Seite; ich hingegen war völlig unbewafnet: mein Leben stund also in ihrer Hand. Nachdem wir eine Strecke gefahren waren, kam der, welcher hinten saß, auf mich zu, und forderte durch Zeichen Geld. Ich zog eine kleine Münze aus der Tasche und gab sie ihm. Er betrachtete sie ein Weilchen mit einiger Unschlüßigkeit, wickelte sie aber doch endlich in einen Lappen; den er am Gürtel hängen hatte, und sezte sich wieder nieder. Nun stand der zweite auf, und machte eben dergleichen Zeichen. Er empfing ein Stük, wie der vorige, betrachtete es auf beiden Seiten, schien aber noch unschlüßiger zu seyn, als jener, ob er es nehmen oder mich anpacken sollte. Ich merkte gar wohl die große Gefahr, worin ich schwebte; und das Herz pochte mir gewaltig.“

„Unterdessen fuhren wir mit großer Geschwindigkeit den Fluß hinab. Auf halbem Wege geriethen meine beiden Führer in einen heftigen Wortwechsel, und aus ihren Gebehrden konnte ich schliessen, daß die Frage unter ihnen war: ob sie über mich herfallen sollten? Ich erschrak darüber, daß mir die Glieder zitterten. In der Angst hub ich die Augen gen Himmel, und rief den Allmächtigen um Hülfe in dieser Noth an. Da war es, als ob mir einer sagte, ich sollte singen. Ein wunderliches Mittel, die Furcht zu vertreiben! Dennoch ergriff ich es. Ich sang also aus vollem Halse, daß es auf beiden Seiten des Flusses im Walde wiederschallte; und so erfuhr ich an mir selbst, was ich oft gehört, aber nie geglaubt hatte, daß die größte

Furcht

Furcht einen Menschen zum Singen bringen könne. Die beiden Insulaner, denen mein Singen spaßhafter vorkommen mußte, als es gemeint war, sperrten vor heftigem Lachen das Maul so gewaltig auf, daß ich ihnen bis in den Schlund sehen konnte; indeß glaubte ich in ihren Blicken zu lesen, daß sie mir weder Furcht noch Argwohn zutrauten."

„Indem ich nun immerfort mit gleicher Anstrengung sang: so ging die Barke so schnell, daß ich bald unsere Schaluppe erblikte. Ich winkte hierauf unsern Leuten, und sie kamen sogleich ans Ufer gelaufen. Ich gab alsdann meinen Führern zu verstehn, daß sie beide im Vordertheil zusammentreten, und in dieser Stellung landen sollten. Dies geschahe; und so war ich sicher, daß mir keiner einen Fang von hinten geben konnte. Ich trat hierauf wohlbehalten ans Land, und die beiden Indianer ruderten zurük."

„Die Nacht über blieb alles ruhig. Als aber die Sonne aufging, und unsere vier Leute mit dem Büffel noch immer ausblieben: so fingen wir an zu argwöhnen, daß es nicht richtig mit ihnen stehen müße. Bald darauf sahen wir zwei Insulaner erscheinen, die etwas vor sich hertrieben. Es war ein Büffel, aber nicht der, den ich gestern gekauft hatte. Einer von uns, der etwas von der Landessprache verstand, mußte hierauf fragen: warum sie nicht den rechten Büffel brächten, und wo unsere vier Gefährten blieben? Die Indianer antworteten: man hätte jenen nicht fortbringen können, diese aber

kämen

kämen bald nach und brächten einen andern. Diese Antwort beruhigte uns einigermaaßen."

„Als ich bemerkte, daß der gebrachte Büffel fast eben so wild und unbändig war, als der gestrige: so ließ ich ihm die Füße mit der Axt lähmen. Aber kaum stürzte er hierauf nieder, so fingen die Indianer an zu heulen und auf eine fürchterliche Weise zu schreien. Dies schien ein verabredetes Signal zu seyn; denn in dem nämlichen Augenblicke stürmte eine Menge von Indianern aus dem Walde heraus, deren vierzig bis fünfzig gerade auf uns zurannten. „Kinder, rief ich meinen Leuten zu, haltet euch wohl! Dies Lumpengesindel soll's uns noch nicht thun!" Aber kaum hatte ich dies gesprochen, so sahe ich noch einen ganzen Schwarm, meistens mit Schilden, einer Art von Schwertern, und mit kleinen Wurfspießen bewafnet, die man Assagaien nennt, hervorstürzen, und den Weg nach unserer Schaluppe nehmen. Dieser Anblik änderte meine Gedanken. „Kinder! rief ich jezt, lauft nach der Schaluppe, sonst sind wir alle verloren!" Wir rannten alle zugleich dahin; und wer nicht zeitig genug hineinspringen konnte, der warf sich ins Wasser und schwamm nach."

„Unsere Feinde folgten uns auf dem Fuße nach. Zum Unglük konnten wir nicht so geschwind abstoßen, als die Noth es erforderte. Die Segel waren über die ganze Schaluppe, in Gestalt eines Zeltes, ausgespannt; und ehe wir hinein kommen konnten, waren uns die Indianer auf dem Halse, und

rannten verschiedenen von unsern Leuten die Assagaien dergestalt in den Leib, daß ihnen die Gedärme herausfielen. Wir fochten indeß mit den beiden Aexten und mit dem rostigen Degen erstaunlich um uns herum. Besonders zeichnete sich unser Schifsbecker, ein langer starker Mann, durch seine Tapferkeit aus. Zum Unglük wollte der Anker sich nicht losziehen lassen. Ich rief daher dem Schifsbecker zu: hau ab das Seil! Allein er konnte nicht damit zu Stande kommen. Ich sprang daher zu ihm hin, und legte das Seil auf den Bord der Schaluppe; worauf er es ohne Mühe entzwei hieb. Nun stießen wir ab. Die Indianer verfolgten uns zwar, indem sie ins Wasser wadeten; aber da sie bald den Grund verloren, so mußten sie ablassen."

„Wir fischten nunmehr diejenigen von unsern Leuten auf, die um uns herschwammen, weil sie nicht gleich hatten in die Schaluppe kommen können. Aber jezt, da wir den Mordgewehren der Indianer entgangen waren, drohete uns der gefährliche Wogenbruch, durch den wir nothwendig hindurch mußten, den Tod. Unsere Feinde, die unsern Untergang daselbst für unvermeidlich hielten, liefen auf die Landspitze, um Zeugen davon zu seyn, und uns aufzulauren. Allein die Vorsehung hatte ein anderes beschlossen. Sie, welche uns nun schon mehrmals auf die wunderbarste Weise gerettet hatte, wußte auch jezt ein Mittel, uns noch einmal dem Verderben zu entreissen. Der Wind nämlich, der bis auf diesen Augenblik von der See her wehete, mußte sich plözlich drehen, und vom Lande

her

her blasen. Dies verminderte sogleich die Wuth der Wellen und förderte unsern Auslauf. Unsere Schaluppe schnitt glüklich durch, und erreichte die offene See."

„Und nun erst hatten wir Zeit, unsern ganzen Verlust zu bemerken. Das erste, was uns in die Augen fiel, war der brave Schifsbecker, der so ritterlich gefochten hatte, und der mit einem vergifteten Gewehr nahe am Nabel verwundet war. Das Fleisch rings herum war bereits schwarz, ohngeachtet nur erst einige Minuten darüber verflossen waren. Ich vertrat die Stelle des Feldschers, und schnitt ihm das schwarze Fleisch heraus, damit das Gift nicht weiter um sich fressen könnte. Allein ich quälte ihn umsonst. Er fiel im Augenblicke todt zur Erde, und wir warfen ihn ins Wasser. Als wir hierauf unsere Leute zählten, so fehlten uns sechzehn, die vier Mann mit eingerechnet, die in dem indianischen Dorfe übernachtet hatten. Es ging uns sehr nahe, daß wir diese hatten verlassen müssen; aber wir trösteten uns wieder mit dem Gedanken, daß ihnen wahrscheinlicher Weise damals kein Leid mehr widerfahren konnte, weil sie vermuthlich die ersten Schlachtopfer gewesen waren."

4.

Abermalige Landung auf Sumatra. Bonteku entdekt auf einem Berge die Fahrt nach der Insel Java. Ankunft zu Batavia.

Ich fahre fort, unsern wackern Bonteku selbst reden zu lassen, weil ich versichert bin, daß meine jungen Leser auch das Ende seiner merkwürdigen Geschichte am liebsten aus seinem eigenen Munde hören werden.

„Wir hatten jezt, wie gesagt, den Wind hinter uns; aber wir hielten uns an der Küste. Unser Vorrath an Lebensmitteln bestand nur in einigen Hünern und etwas Reis. Dies, unter fünfzig Menschen ausgetheilt, hielt nicht lange vor; wir mußten also wieder ans Land, und wir liefen in die erste Bai, die uns vorkam.“

„An dem Strande derselben sahen wir zwar eine Menge Indianer stehn; aber sie liefen alle davon, sobald wir auf sie zufuhren. Da wir von diesen Unmenschen doch keine Hülfe erwarten konnten, so war es uns lieb, daß sie sich davon machten. Wir fanden indeß frisches Wasser, und auf den nächsten Klippen Austern und Seeschnecken die Fülle. Glüklicher Weise hatten wir einen Hut voll Pfeffer an Bord, den ich in dem indianischen Dorfe kaufte; und dieser diente uns jezt dazu, die Austern damit zu würzen. Als wir uns gesättiget hatten, stekte jeder

jeder die Taschen voll, und wir machten uns mit zwei Fäßchen süßen Wassers wieder in die Schaluppe.“

„Ich schlug beim Wegfahren vor, wir wollten etwas weiter in die See stechen, um desto geschwinder fortzukommen. Mein Rath wurde genehmiget; aber bald wäre er uns theuer zu stehen gekommen. Denn während der Nacht machte sich ein heftiger Sturm auf, der uns gewaltig zusezte. Unser kleines Fahrzeug hielt sich indeß gut; und da wir den Sturm glüklich überlebten: so hatten wir Ursache auch in diesem Zufalle die Lenkung der göttlichen Vorsehung zu erfahren. Denn wären wir in der Nähe des Strandes geblieben: so würden wir gewiß bei entstandenem Sturme in den nächsten Fluß gelaufen seyn. Daselbst würden wir aber, wie wir in der Folge erfuhren, unmenschliche Indianer gefunden haben, die schon manchen Holländer in die andere Welt geschikt hatten. So thut der Himmel oft den Menschen Gutes, indem sie thörigter Weise Ursache zu haben wähnen, über ihn zu murren!“

„Mit anbrechendem Tage sahen wir drei Inseln vor uns liegen. Wir beschlossen bei einer derselben auszusteigen, ob wir sie gleich für unbewohnt hielten, in der Hofnung, daß wir vielleicht einige Lebensmittel antreffen würden. Wir fanden daselbst eine Gattung Rohr, von der Dicke eines Beins. Davon höhlten wir verschiedene Stücke, bis auf den untersten Knoten, mit einem Stocke aus; füllten sie hierauf mit Wasser, und verstopften sie oben

mit einem Pfropfe. Auf diese Weise versorgten wir uns reichlich mit Trinkwasser. Es gab hieselbst auch Palmbäume, auf deren Gipfel eine Art Blumenkohl wächst, den man essen kann. Sonst fanden wir auf der ganzen Insel nichts.“

„Eines Tages, da ich am Fuße eines hohen Felsen stand kam mir eine ausserordentliche Lust an hinaufzusteigen und zu versuchen, ob ich etwan irgend etwas zu entdecken vermögte, was uns nüzlich werden könnte. Aller Hoffnung, daß wir die Fahrt nach der Insel Java finden würden, beruhete lediglich auf mich, weil ich der einzige von der Gesellschaft war, der die Schiffahrt verstand. Ich selbst aber war unglüklicher Weise nie in Indien gewesen; auch hatte ich weder Compaß, noch irgend ein anderes tüchtiges Schiffergeräth. Ich konnte daher nur nach Wahrscheinlichkeiten und Vermuthungen handeln, und war meiner Sache gar nicht gewiß. Dies beunruhigte mich gar sehr und mit beklommenem Herzen stieg ich den Felsen hinan.“

„Als ich oben auf der Spitze war: so verlor sich mein Gesicht in dem unermeßlichen Raume des Himmels und der See. Land erblikte ich nirgends. Voll Jammers fiel ich bei dieser trostlosen Aussicht auf meine Knie und betete unter Seufzen und Thränen so heftig, daß ich es nicht zu beschreiben vermag. Jezt wollte ich wieder hinabsteigen, und warf meine Augen noch einmal rund umher. Da kam es mir vor, als verzögen sich die Wolken, die den fernen Horizont bedekten; und nicht lange, so wurde

es wirklich hell, und ich erblikte in weiter Entfernung zwei hohe blaue Berge. Sogleich fiel mir ein, daß ich einst in Holland von Wilhelm Schouten, der zweimal in Ostindien gewesen war, gehört hatte: auf dem Vorgebirge von Java stünden zwei hohe Berge, die von fern gesehn, sich so zu zeigen pflegten, wie diejenigen, welche ich jezt vor mir hatte. Wie freute ich mich, daß ich ehemals nicht unterlassen hatte, auf diesen Umstand in der Erzählung zu achten; und wie sehr bestärkte mich dies in dem Grundsatze: daß man Augen, Ohren und Geist immer offen haben muß, um alles, was uns vorkommt, recht genau zu merken, weil man nicht wissen kann, wozu es uns einst nüzlich seyn werde."

„Voll Freuden stieg ich den Berg hinab, und erzählte meinen Gefährten, was ich entdekt hatte. Auch diese wurden dadurch neu belebt. Jeder trug hierauf mit großem Eifer Wasser und Palmkohl in die Schaluppe. Man machte die Segel zurechte; und da der Wind uns gerade günstig war, so fuhren wir ungesäumt von dannen."

„Ich steuerte gerade auf die Oefnung zwischen den beiden wahrgenommenen Bergen zu; und als die Nacht darüber einbrach, richtete ich mich nach den Sternen. Um Mitternach sahen wir Feuer. Wir glaubten Anfangs, daß es von einer Fischerbarke herrühre: aber da wir näher kamen, bemerkten wir, daß wir bei einer kleinen Insel vorbeisegelten. Als wir um die Ecke derselben herum waren, sahen wir auf der andern Seite abermals Feuer;

und diesmal schlossen wir, aus einigen Zeichen, daß es von Fischern herrühren müsse."

„Mit Anbruch des Tages bekamen wir Windstille. Wir befanden uns, ohne es zu wissen, in einem Busen von Java. Ein Matrose stieg auf den Mast, und rief sogleich: er sehe eine Menge Schiffe und könne drei und zwanzig zählen. Eine entzückende Botschaft! Vor Freude hüpften und schrien wir, wie die Kinder. Man sezte sich sofort an die Ruder, und trieb die Schaluppe eifrigst auf die Flotte los."

„Als wir dieser ins Gesicht kamen, befand der Anführer derselben, der holländische Admiral **Friedrich Houtmann** von **Alkmar**, sich gerade auf seiner Gallerie, und betrachtete uns durchs Fernglas mit großer Verwunderung, weil er nicht wußte, was er aus uns machen sollte. Er schikte uns hierauf ein Boot entgegen, um zu hören, wer wir wären. Die Leute darin erkannten uns: denn sie waren auf einem der Schiffe gekommen, die mit uns zugleich aus dem Texel segelten, und von denen wir uns nachher trennten. Sie nahmen **Rollen** und mich in ihr Boot, und führten uns zum Admiral, dessen Schiff die **Dordrechtsche Jungfer** hieß."

„Der Admiral hieß uns willkommen. Aber weil ihn der bloße Anblik unserer von Noth, Hunger und Kummer entstellten Leiber überzeugte, daß eine Mahlzeit uns mehr, als eine lange Unterredung behagen würde: so ließ er ungesäumt den Tisch decken. Als ich hier nun Brod und andere gewohnte Speisen

auftragen

auftragen sah: so wurde mir von freudiger Rührung das Herz so beklemmt, daß mir die Thränen über die Backen liefen, und daß ich anfangs gar nicht essen konnte. Auch für unsere Leute wurde gesorgt; man vertheilte sie auf die Schiffe, und bewirthete sie daselbst brüderlich."

„Jezt erzählte ich dem Admiral alle unsere Schiksale, die ihn in Erstaunen sezten. Er beschloß hierauf uns nach Batavia, der Hauptstadt von Java, zum Generalstatthalter der holländischen Besizungen in Indien zu schicken; und dieser Vorsaz wurde denn auch sogleich ins Werk gerichtet, nachdem man uns zuvor mit indianischen Kleidungsstücken versehen hatte."

„Wir ließen uns bei unserer Ankunft sogleich zum Statthalter führen; und ich machte demselben eine umständliche Beschreibung von unsern Abentheuern. Er hörte mir aufmerksam zu, und ließ mich fortreden, ohne mich zu unterbrechen. Als ich fertig war, sagte er ganz trocken: „es ist ein großes Unglük; aber wer kann helfen?" Er ließ hierauf spanischen Wein bringen, nahm einen goldenen Becher, und trank meine und Rollens Gesundheit, jede besonders. Und nun fing er an, treuherziger und gesprächiger zu werden."

„Acht Tage lang ließ er uns an seiner Tafel speisen. Endlich, da sich eine Gelegenheit anbot, uns wieder anzustellen: so machte er mich zum Capitain, Rollen aber zum Supercargo eines Schiffs

von zwei und dreißig Kanonen, welches Bergerboot hieß; und wir freueten uns herzlich, daß wir, als bisherige Unglüksgefährten, nun auch künftig wieder auf Einem Schiffe dienen sollten."

"Unsere fernern Schiksale gehören nicht hierher."

II.

Beschreibung
einer
Reise um die Erdkugel,

angestellt

von dem englischen Schifskapitain Cook, und den Gelehrten Banks und Solander in den Jahren 1768 — 1771.

1.

Absicht dieser Reise. Vorläufige Beschreibung der dazu verbundenen Reisegesellschaft.

Ich lade meine jungen Leser diesmal zu einer Seereise ein, die unter allen, welche man bis dahin unternommen hatte, ohnstreitig eine der wichtigsten und zugleich eine der interessantesten ist. Die Absicht derselben war zweifach. Man wollte zuvörderst eine gewisse astronomische Beobachtung anstellen, wozu die englische Akademie der Wissenschaften einen Ort jenseits der Erdkugel vorgeschlagen hatte; und, wenn man dies Geschäft vollendet hätte, so wollte man von da aus auf neue Länderentdeckungen in der noch lange nicht überall befahrnen und unermeßlich großen Südsee auslaufen; beides auf Befehl des Königes von Großbrittanien, Georg III.

Das Schiff, welches hierzu ausgerüstet wurde, hieß der Endeavour — man lese Endivur, auf Deutsch der Unterwinder — und der Anführer desselben Cook; ein Nahme, der meinen lieben Lesern vermuthlich schon lange bekannt und ehrwürdig geworden ist. Da dieser merkwürdige Mann der vor-

vornehmste Held unserer dermaligen Geschichte seyn wird: so darf ich glauben, daß es meinen jungen Lesern nicht unangenehm seyn werde, erst eins und das andere aus seinem frühern Leben zu hören, bevor sie ihn auf der großen Schaubühne des Oceans, als Weltumsegler, erblicken werden. Hier sind also einige seiner vorzüglichsten Lebensumstände, bis auf die Zeit, da er den Endeavour bestieg, um neue Welttheile zu entdecken.*)

James Cook ward im Jahr 1728 in der englischen Grafschaft York gebohren. Sein Vater war ein gemeiner Landmann, der sich von der Bebauung einiger Ländereien ernährte, die er doch nur von einem, wie es scheint, gütigen Herrn gepachtet hatte. Der junge Cook hatte sich also auch keiner sorgfältigen Erziehung zu erfreuen. Sein Vater konnte ihn nur in eine Dorfschule schicken, wo er, außer dem Lesen, nur noch etwas schreiben und rechnen und den Katechismus lernte. Wer hätte nun glauben sollen, daß nach einer solchen Erziehung ein solcher Mann aus ihm hätte werden können! Aber große Seelen bedürfen zu ihrer Ausbildung nur wenig Anleitung; sie bilden sich größtentheils selbst.

So auch Cook. Aber seine Dürftigkeit machte es ihm schwer, sich zu etwas Vorzüglichem empor zu

*) In einem Auszuge aus einem, im Göttingischen Magazin der Wissenschaften und Litteratur befindlichen Aufsatze von Herrn Professor Lichtenberg. Erster Jahrgang, eilftes Stük.

zu arbeiten. In seinem dreizehnten Jahre gab ihn sein Vater einem Schiffer aus Whitby, der Steinkohlen von Newkastle nach London zu führen pflegte, auf sieben Jahre in die Lehre. Diese Lehrjahre arbeitete er als Schiffsjunge mühsam durch, und diente nachher auf den nämlichen Reisen von Newkastle nach London eine Zeitlang als gemeiner Matrose.

Auf einer dieser Reisen ereignete es sich einmal, daß das Schiff, zu welchem er gehörte, verkauft wurde. Um nun wieder nach Newkastle zu kommen, erbot er sich auf einem andern Schiffe gegen bloße Verköstigung als Matrose zu arbeiten. Allein der Schiffer brauchte keinen Matrosen mehr; bot ihm aber die lediggewordene Schifskochsstelle an, wenn er sie anders versehen könnte. Cook übernahm diesen Dienst, und führte also seinen Nahmen *) einmal mit der That. Bald darauf wurde er auf einem andern Schiffe als Gehülfe des Schiffers oder Steuermann gebraucht, und bei dieser Stelle war es, wo seine Talente anfingen, sich zu entwickeln. Was nämlich bei solchen kurzen Reisen an den Küsten hin tausend Andere an seiner Stelle nicht erkennen, das fühlte er bald, nämlich, daß man ohne Mathematik Zeitlebens ein schlechter Steuermann bleiben müsse. Eine unerschütterliche Beharrlichkeit in Verfolgung dessen, was er sich einmal zu erreichen vorgesezt hatte, ist ein Hauptzug in Cooks Cha-

*) Cook bedeutet nämlich einen Koch.

Charakter. Hier fing er an sich zu äußern. Er machte alles Geld, das er auf seinen Reisen erspart hatte, mit dem, was ihm sein Vater noch hergab, zusammen, und nahm Privatunterricht in der Mathematik und Schiffskunst.

Nachdem er sich gute Kenntnisse hierin erworben hatte, so ward ihm auch der Kohlenhandel und das Küstenbefahren zu einförmig. Er breitete sich mehr aus, und that eine Reise nach der Ostsee, nach St. Petersburg und Wiburg, auch eine nach Norwegen.

Um diese Zeit machte der mit Frankreich ausgebrochene Krieg die Nachfrage nach geschikten Seeleuten sehr groß. Auch Cook wurde aufgesucht, und als Meisters-Gehülfe angestellt. Er wohnte als solcher der Eroberung von Louisburg und Cap Breton mit bei. Ob er nun gleich hier noch nicht auf dem Wege war, der geschwind zu hohen Stellen führt: so fand sein stilles Verdienst doch bessere Beobachter. Man sahe bald, daß seine Kenntnisse sich weit von den Kenntnissen seines Gleichen unterschieden. Denn er verwandte alle Zeit, die seine Amtspflichten ihm übrig ließen, auf das Studiren, und er las die besten Werke der Engländer über das Seewesen. Er dehnte hiebei seinen Fleiß über alles aus, dessen Kenntniß einem Seemanne auf irgend eine Weise nüzlich werden kann. Dabei war er — und o! mögten meine jungen Leser sich diesen schönen Zug in seinem Charakter doch ganz besonders zur Nachahmung merken! — punktlich und unermüdlich in seiner Pflicht.

Auch dadurch zog er sich die Aufmerksamkeit und die Achtung seiner Obern zu.

Als daher im Jahr 1759 England die Eroberung von Quebek beschloß, so bekam Cook eine Stelle als Schifsmeister auf der Flotte des Admirals Saunders. Er zeichnet sich dabei durch eine That aus, die einen ungemeinen Muth und eine heroische Verachtung des Todes erforderte. Quebek wird von zwei Flüssen, den Laurenz- und Charlesstrom bewässert. Nun hatte man beschlossen, die Stadt von der Seite des leztern anzugreifen; um aber den Feind irre zu führen und ihn glauben zu machen, man sey Willens, den Laurenzstrom hinauf, an der Stadt vorbei, zu gehn und oberhalb derselben etwas zu unternehmen: so mußte Cook alle Nacht in einem Boote mit einigen Leuten den Fluß hinauf rudern, und überall Boyen *) zu Wegweisern für die Flotte zu legen. Der Feind wurde dieses bald gewahr und feuerte unaufhörlich auf ihn; allein er ließ sich das nicht irre machen, sondern fuhr mit der ihm eigenen Beharrlichkeit und Pünktlichkeit fort. Alle Morgen kamen die Franzosen und nahmen die Boyen wieder weg, und alle Abend kam Cook und legte wieder andere, und ließ wieder auf sich feuern, und

*) Holzstücken oder Tonnen, welche vermittelst eines Seils oder einer Kette an den Anker, oder an einen schweren Stein befestiget sind, und indem sie auf der Oberfläche schwimmen, den Ort, wo der Anker liegt, oder das Fahrwasser, das ist, diejenige Richtung anzeigen, wo das Wasser tief genug ist, um große Schiffe zu tragen.

und dies alles — bloß um den Feind auf eine falsche Muthmaßung zu leiten.

Der Angriff geschah endlich beim Charlesfluß; allein er hatte nicht den Erfolg, den man sich davon versprochen hatte. Der General Wolf änderte daher seinen Plan: Cook mußte fortfahren, Boyen auszulegen und auf sich schießen zu lassen; und endlich mußte wirklich geschehn, was man anfangs den Feind bloß glauben machen wollte; die ganze brittische Seemacht ging nämlich, unter Cooks Führung, der die Krümmungen des Fahrwassers bei seinen nächtlichen Expeditionen, vollkommen kennen gelernt hatte, in einer Nacht den Strom glüklich hinauf; man kam dadurch dem französischen General Montcalm in den Rücken; die Stadt und ganz Canada wurden erobert. Beide Heerführer verloren dabei ihr Leben.

Nach dieser Eroberung blieb Cook, nebst dem Schiffe, worauf er sich befand, an der Küste von Nordamerika bis zum Frieden.

Nach dem Frieden wollte die englische Regierung die Küsten der großen und wegen ihrer Fischerei für England unschäzbaren Insel Newfoundland so genau als möglich aufnehmen lassen. Auch hierzu wurde Cook gewählt: denn seine Stärke in allen hierzu nöthigen Kenntnissen, so wie sein großer Diensteifer, waren nunmehr bekannt. Man gab ihm ein kleines Schiff, nebst zehn bis zwölf Mann; er kaufte sich einige gute mathematische Instrumente;

mente; und so segelte er nach dem Orte seiner Bestimmung ab. Mit unermüdetem Fleiße nahm er hierauf in den vier Jahren, von 1764 bis 1767 die ganze südliche und den größten Theil der nördlichen Küste von Newfoundland auf, und gab nach und nach Specialcharten davon heraus, die mit bewundernswürdiger Genauigkeit gezeichnet sind.

Was diese Verrichtung äußerst beschwerlich machte, war, daß er immer im December nach England gehen, und den folgenden März wieder eine geliebte Familie verlassen mußte, um nach einer Insel zurükzukehren, in deren tiefen Buchten das Eis nicht selten bis in den Junius liegt. Ja er selbst hat einmal einige aus Norden dahin getriebene Eisberge bemerkt, die den ganzen Sommer über nicht schmolzen, und noch tief in den zweiten hineinlagen. Dabei ist das Land an der Küste schlecht bewohnt; höchstens trift man daselbst nur Fischer und Holzhändler an, die weder Ackerbau noch Viehzucht treiben. Das Innere des Landes bewohnen noch die alten Eingebohrnen, ein wildes ungeselliges Volk; und in dem nördlichen und nordwestlichen Theile der Insel sind die rohen und oft treulosen Esquimaux. Frische Lebensmittel müssen hier also durch die Fischerei und die Jagd verschaft werden. Die erstere überließ Cook seinen Matrosen, die leztere übernahm er selbst; und er kam niemals anders als mit Gänsen, Enten und andern Vögeln, womit die dortigen Ufer und Felsen oft ganz bedekt sind, reichlich beladen zurük. Auch erinnerte er sich einmal einen weißen Bären erlegt zu haben, den er

den Esquimaux überließ, die ihn verzehrten und viel Fett daraus schmolzen.

Auf einer dieser Jagden hatte er das Unglük, daß einmal sein Pulverhorn, eben als er es in der Hand hatte, Feuer fing, ihm den Daumen der rechten Hand zerschmetterte und einige andere Finger beschädigte. Die Wunde wurde zwar durch den Chirurgus von einem der Kriegsschiffe, die zur Bedeckung der Fischerei dort immer liegen, bald geheilt; allein Cook konnte sich doch nun beim Schreiben des Daumens nicht mehr bedienen, und hielt seit der Zeit immer die Feder zwischen dem Mittel- und Zeigefinger.

Ein Hauptcharakterzug dieses Mannes war die Sparsamkeit; eine an sich gute und löbliche Eigenschaft, die aber von ihm, wie es scheint, ein wenig zu weit getrieben wurde. Ohngeachtet er außer seiner Gage, als Meister des Schiffes, noch täglich eine halbe Guinee als Landmesser bekam: so entzog er sich dennoch sogar die gemeinsten Bequemlichkeiten des Lebens. Er trank z. B. seinen Thee niemals mit Zucker, sondern mit schwarzem Sirup; ja sogar die Talglichter, die ihm die Regierung vergütete, brannte er nicht, sondern dafür Thran, den man aus Seehundsfett schmolz. Da er indeß hierdurch niemand Unrecht that, so müßte man, um die Moralität dieses Verfahrens richtig zu beurtheilen, sowol seine ganze Lage, als auch besonders die Bewegungsgründe kennen, von denen er sich dabei

bei leiten ließ. Hatte er z. B. eine Familie zu versorgen, die, wenn er arm aus der Welt ging, hülflos zurükblieb: so war es bei der gefährlichen Lebensart, welcher er sich gewidmet hatte, hausväterlich und brav von ihm gehandelt, daß er sich selbst alle Gemächlichkeiten und Vergnügungen des Lebens entzog, um etwas zu sammeln, welches seine Familie auf den Fall seines Todes vor Mangel schützen konnte. War es ihm ferner bei dieser außerordentlichen Sparsamkeit vielleicht auch darum zu thun, seinen Leib und seine Seele auf die einfachsten Bedürfnisse herabzusetzen, weil er wußte, daß das stark und kraftvoll an Leib und Seele macht, und weil er vorher sahe, daß er künftig in Lagen und Umstände kommen könnte, wo es ihm oft, nicht bloß an den Bequemlichkeiten, sondern auch an den Nothwendigkeiten des Lebens fehlen würde: so war es abermals gut und weise von ihm gehandelt, sich auf diese knappen Zeiten durch freiwillige Uebungen in einer simpeln und sparsamen Lebensart vorzubereiten. Wer hat hiebei in sein Innerstes geschaut, und wer darf sich also auch anmaßen, darüber zu urtheilen?

So viel ist indeß wol gewiß, daß, außer seiner niedrigen Erziehung, auch sein Aufenthalt in jenen wilden Einöden und die Lebensart, die er daselbst führte, einen Theil des finstern Wesens und der ungeselligen, oft zu weit getriebenen Zurükhaltung, die man nachher an ihm bemerkte, bewirkt haben mögen.

Während dieser Zeit hatte sich Cook ein kleines Haus mit einem kleinen Garten nahe an dem östlichen Ende von London gekauft, wo er seine Winter zubrachte; und da dachte er nun wol seine Tage als Schifsmeister und Landmesser im Dienst der Admiralität zu beschliessen. Denn der Sprung vom Schifsmeister zum Lieutenant oder Capitain ist äusserst schwer und selten. Indessen Cook, der zu etwas Größerem aufgehoben war, that ihn wirklich, und zwar bei folgender Gelegenheit.

Die königliche Societät der Wissenschaften zu London hielt zur Beförderung astronomischer Kenntnisse für vortheilhaft, den Durchgang der Venus durch die Sonne, das ist, denjenigen Zeitpunkt, da der Planet Venus bei seinen Umwälzungen um die Sonne zwischen dieser und der Erde so zu stehen kommen würde, daß er vor der Sonnenscheibe vorüberzugehen schiene, auf einer Insel des stillen Meeres beobachten zu lassen. Diese Begebenheit am Himmel sollte sich, wie man berechnet hatte, im Sommer 1769 ereignen. Die Societät stellte daher dem Könige den Nutzen einer solchen Beobachtung vor; die Sache wurde genehmiget, und die Admiralität wurde befehliget, ein Schiff dazu ausrüsten zu lassen.

Jezt war die Frage, wer dieses Schiff kommandiren sollte? und die Wahl traf unsern Cook. Und nun war er endlich an der Stelle, auf die er gesezt werden mußte, um seine großen Talente vollends zu entwickeln, und sie zum Nutzen der Welt in ihrer

ganzen Stärke und in ihrem ganzen Umfange wirken zu lassen.

Das Uebrige, was zur Schilderung des Charakters dieses außerordentlichen Mannes gehört, verspare ich billig bis auf die Zeit, da ich einst unter erneuerter Rührung und mit widerstrebender Hand, den unglüklichen Tod desselben in diesem Werke beschreiben werde. Jezt wollen wir ihn handeln sehn.

Aber vorher noch ein Wort von seinen, gleichfalls sehr verdienten und ehrenwerthen Reisegefährten!

Der erste und merkwürdigste darunter war Joseph Banks, ein Gelehrter. Das Verdienst desselben, sich den Mühseligkeiten und Gefahren einer so langen und mißlichen Reise unterzogen zu haben, ist um so viel größer, je weniger man ihn zu so etwas erzogen hatte, und je uneigennütziger und reiner die Bewegungsgründe waren, die ihn dazu vermogten. Er war der Sohn eines reichen Gutsherrn, der zwar für die Wissenschaften, aber auch zu alle den Gemächlichkeiten und Vergnügungen erzogen wurde, welche der Ueberfluß mit sich führt. Dabei hätte er nun wol unmöglich diejenige Abhärtung an Leib und Seele gewinnen können, die zu einer so gefahrvollen Unternehmung nothwendig erfordert wird: allein ein brennendes Verlangen, die Natur genauer kennen zu lernen, als es aus Büchern geschehen kann, bewog ihn, jenen Bequemlichkeiten

und Vergnügungen schon in einem frühen Alter freiwillig zu entsagen, und mit Verschmähung einer wollüstigen Ruhe seine Lieblingswissenschaft durch eigene Beobachtungen und Entdeckungen anzubauen. Seht da, ihr jungen Freunde, das unverkennbare Merkmal des künftigen großen Mannes!

Kaum hatte er daher die hohe Schule zu Oxford verlassen, als er aus eigenem Antriebe, so wie auf eigene Kosten, über das atlantische Weltmeer hinsegelte, um die obengenannte Insel Newfoundland — und die nicht weit davon belegene Küste von Labrador in dem nördlichen Theile von Amerika zu besuchen. Diese Reise war die Schule, in welcher er auf die Beschwerlichkeiten und Gefahren einer Reise um die Erdkugel vorbereitet wurde. Anstatt durch das, was er bei diesem ersten Versuche ausgestanden hatte, von ähnlichen Unternehmungen abgeschrekt zu werden, wurde seine Begierde darnach nur noch stärker und unwiderstehlicher. Kaum hatte er daher bei seiner Zurükkunft vernommen, daß der Endeavour auf Entdeckungen ausgeschikt werden sollte: als er sogleich beschloß dieser Unternehmung beizutreten.

Der edle Bewegungsgrund, der ihn dazu vermogte, war zweifach. Er hofte, theils sein Vaterland, wenn er glüklich zurükkäme, mit nüzlichen Kenntnissen, die er auf seiner Reise einsammeln würde, zu bereichern, theils aber auch jenen rohen und ungesitteten Nationen, zu welchen die Vorsehung

schung ihn führen würde, irgend etwas zu hinterlassen, welches auf eine oder die andere Weise zur Verbesserung ihres Zustandes dienen könnte. Er ging hierbei in seiner Großmuth und Freigebigkeit so weit, daß er einen Theil der Ausrüstungskosten und den Unterhalt verschiedener Personen, die er mitzureisen bewog, aus seinen eigenen Mitteln bestritt. Ja, er übernahm nicht bloß die Verpflegung dieser Personen, sondern hielt auch Herrn Cook selbst an seinem Tische frei, und zahlte demselben noch obenein für den Gebrauch der Kajüte und alles andern Gelasses für sich und seine Freunde eine sehr ansehnliche Summe.

Unter diesen von ihm gewählten Reisegefährten, war auch Doktor Solander, ein Schwede, der unter den Augen des berühmten Linnäus aufgewachsen war, und ausgebreitete Naturkenntnisse, besonders in der Kräuterkunde erworben hatte. Einen solchen Mann zum Begleiter zu haben, schien Hrn. Banks mit Recht etwas sehr Wünschenswürdiges zu seyn; und der Erfolg bewies, daß er sich darin nicht geirrt hatte. Außer diesem und einem Astronomen, Nahmens Green, nahm er noch zwei Zeichner, wovon der eine die Landschaften und Figuren, der andere die verschiedenen Gegenstände der natürlichen Geschichte, die man zu finden hofte, abbilden sollte. Noch befanden sich in seinem Gefolge ein Secretair und vier Bediente, worunter zwei Schwarze waren.

Und nunmehr, da ich meine jungen Leser mit den Hauptpersonen dieser merkwürdigen Geschichte vorläufig bekannt gemacht habe, können wir das Schiff, ohne weitern Aufenthalt, absegeln lassen.

2.

Abreise von Plymouth. Ankunft bei der Insel Madera. Fahrt von da nach Rio de Janeiro in Brasilien.

Es war am 26sten August 1768, als man auf der Rhede von Plymouth die Anker lichtete, und mit einem günstigen Winde in See lief. Nach einigen Tagen, da man den Kanal bereits zurükgelegt hatte und im offenen Weltmeer fuhr, erblikte man verschiedene von den Vögeln, welche die Matrosen, ich weiß nicht warum, der Mutter Careys Hühnchen nennen, und für Vorboten eines Sturms ansehen. Es zeigte sich auch diesmal, daß dergleichen Erfahrungen des gemeinen Mannes nicht immer ohne Grund sind; denn der Sturm stellte sich am folgenden Tage wirklich ein, und verursachte den Reisenden einigen Schaden, der jedoch nicht sehr beträchtlich war. Er führte nämlich außer einem kleinen Boote, auch drei bis vier Dutzend Stük Federvieh über Bord, welche in den Wellen ersoffen.

Ohne fernere Zufälle erreichte man schon am 12ten September die Insel Madera, und legte das

das Schiff auf der Rheede von Funchal, der Hauptstadt dieser Insel, vor Anker. Bei dieser Gelegenheit ereignete sich ein trauriger Vorfall. Das Seil der Boye riß nämlich den Oberbootsmann, Hrn. Weir über Bord, und er ging mit dem Anker zugleich unter. Dies geschahe vor den Augen des Schifsvolks; sie hoben daher den Anker so geschwind, als möglich, wieder auf: allein zu spät! der Körper kam zwar wieder herauf; allein er war in das Seil verwickelt und — todt.

Der erste Anblik der Insel Madera von der See her, ist ungemein reizend. Soweit das Auge reicht, sieht man die Berge mit Weinreben bekleidet, zwischen welchen Hecken von Granatbäumen, Mirthen, wilden Rosenstöcken und Citronenbäumen hinlaufen, um das Eigenthum des Einen von dem Eigenthume des Andern zu trennen. Ein so schönes und lachendes Ansehen hatte diese Insel nicht immer. Als im Jahr 1419 die Portugiesen sie entdekten, war sie mit einem einzigen undurchdringlichen Wald bedekt. Diesen zündeten sie an; und man versichert, daß der Brand sieben Jahre gedauert habe, bevor die ganze ungeheure Waldung wäre in Asche verwandelt worden. Von dieser Asche, worin man nachher Weinstöcke pflanzte, leitet man noch jezt die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens her.

Die Spalten der Berge, die schwarze Farbe der Steine, und die mit der Erde vermischte Lava,

die

die man hier findet, geben einen starken Vermuthungsgrund, daß die ganze Insel vor uralten Zeiten durch Auswürfe unterirdischer Feuer entstanden sey.

Die einzige Waare, mit welcher diese Insel Handlung treibt, ist Wein. Dieser ist bekanntlich von sehr edler Art; aber wenn man hört, auf welche Weise derselbe hier gekeltert wird, so mögte man auf den Genuß desselben für immer Verzicht thun. Die Trauben werden nämlich in ein viereckiges hölzernes Gefäß gethan. Die Winzer ziehen alsdann ihre Strümpfe und Wämser aus, steigen hinein, und pressen mit ihren Füßen und Ellenbogen so viel Saft heraus, als sie können. Nur die Ueberbleibsel der auf diese Weise zermalmten Trauben, werden unter eine Art von Kelter gebracht, um die noch übrigen Säfte vollends auszupressen. Das ist der Ursprung eines Weins, der dem zarten Gaume unserer feinen Herrn und Damen so lieblich schmecket!

Man sieht auf der ganzen Insel keine Art von Fuhrwerk mit Rädern; vermuthlich weil die Einwohner zu träge sind, um Wege anzulegen, auf denen sich fahren läßt, denn an Pferden und Maulthieren fehlt es ihnen nicht. Aber statt dieser brauchen sie lieber Menschen, um den Wein aus den Weinbergen, wo er gekeltert wird, fortbringen zu lassen. Dies geschieht in bokledernen Schläuchen, welche auf den Köpfen getragen werden. Was allhier einem Fuhrwerke einigermaaßen ähnlich

lich sieht, ist ein Bret, das in der Mitte ein wenig ausgehöhlt ist, und an einer mit Riemen befestigten Stange gezogen wird. Aber auch auf diese Erfindung würden sie vielleicht nie gerathen seyn, wenn nicht die Engländer eine Art von Weingefäßen bei ihnen eingeführt hätten, die zum Tragen zu groß sind, und daher auf einem solchen Brette fortgeschleift werden müßen.

Vermuthlich thun Fleiß und Erfindungskraft der Menschen hier deswegen so wenig, weil die Natur hier so viel thut. Denn so pflegt es immer zu gehn. Wo es den Menschen zu leicht gemacht wird, die Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens zu erhalten, da werden sie nachläßig und träge; da schlummern ihre Verstandesfähigkeiten ein, und bleiben unentwickelt, weil man kein Bedürfniß hat, sie durch Uebungen auszubilden und zu stärken. Bedürfnisse! Seht da, ihr jungen Freunde, die stärkste unter allen Triebfedern, welche der Himmel zu unserer Vervollkommung in Bewegung gesezt hat. Aber diesen glüklichen Erfolg haben sie nur dann, wenn wir ihnen selbst abzuhelfen suchen, und ohne Noth niemals zugeben, daß dies von Andern geschehe. Wollen wir also recht geschikt, brav und edel werden: so müßen wir frühzeitig anfangen, auf Gemächlichkeit und auf die Dienste anderer Menschen, so sehr wir können, Verzicht zu thun, uns selbst zu bedienen, uns selbst zu rathen und zu helfen, und recht eifersüchtig darauf zu seyn, daß nichts von Andern für

uns geschehe, was wir mit eigenen Kräften nur immer bestreiten können. So wächst man zusehends an Kraft und Geschiklichkeit, dem Körper und der Seele nach; so entwickeln sich alle unsere Fähigkeiten, und so wird man ein brauchbarer und gemeinnütziger Mann für Vaterland und Welt. Mögten meine jungen Freunde nicht alle solche Männer werden?

Unsere Reisenden besuchten auf dieser Insel zwei der dortigen Klöster, deren eins ein Franziscaner, das andere ein Nonnenkloster war. Die ehrlichen Väter des erstern empfingen sie mit großer Höflichkeit, ohngeachtet sie in ihren Augen nur Ketzer, das ist, Irrgläubige waren. Es war eben Donnerstag und zwar kurz vor der Abendmahlzeit. „Wir wollen sie nicht einladen, sagten sie, mit uns zu Nacht zu speisen, weil wir nicht dazu vorbereitet sind; aber wenn es Ihnen gefällt, morgen wieder zu kommen: so wollen wir für Sie einen welschen Hahn braten lassen, ob es gleich für uns Fastag ist." Diese tolerante und gastfreie Denkungsart vergnügte unsere Reisenden sehr.

Der Besuch in dem Nonnenkloster lief gleichfalls nicht ohne Vergnügen ab; nur daß dieses von anderer Art war. Die guten Nonnen waren nämlich herzlich dumm, und gaben daher durch die albernen Fragen, die sie thaten, viel zu lachen. Sie hatten gehört, daß unter den Reisenden Philosophen wären, und unter diesem Nahmen mogten sie sich, in ihrer Einfalt, Leute denken, die alles wüßten,

auf alle Fragen Antwort geben und sogar auch prophezeihen könnten. Das bewiesen ihre lächerlichen Fragen. — Sie wollten z. B. wissen: wann es wieder donnern würde? Ob innerhalb den Mauern ihres Klosters ein Quell frischen Wassers zu finden wäre? woran es ihnen vermuthlich fehlte. Man kann denken, daß die Antworten unserer Reisenden auf dergleichen Fragen keinesweges genugthuend waren, und daß sie ihnen daher in den Augen der guten Nonnen wenig Ehre bringen mogten. Sie blieben indeß sehr höflich, und über die maaßen gesprächig, so daß sie, so lange der Besuch währte, gar nicht aufhörten zu reden.

Man versorgte sich hier mit allerhand Arten von Erfrischungen, und segelte hierauf am 19ten September weiter.

Der Lauf des Schiffes ging unweit der Insel Teneriffa vorbei. Hier gewährte ihnen der auf dieser Insel liegende Pico oder Spizberg, der bekanntlich einer der höchsten Berge in der Welt ist, ein überaus sehenswürdiges Schauspiel. Die Sonne war bereits eine Zeitlang untergegangen; der Fuß des Berges und die ganze Insel schon längst in dicke Finsterniß gehüllt, als der Gipfel dieses Riesenberges noch im hellsten Sonnenglanze, wie in Feuer stand. Kein Pinsel hätte diese erhabene Naturscene nachzuahmen vermogt.

Ehemals warf dieser Spizberg Feuer aus; seit vielen Jahren aber hat er aufgehört. Indessen soll noch

noch jezt nahe am Gipfel desselben aus den daselbst befindlichen Ritzen eine solche Hitze steigen, daß man die Hand nicht nahe daran halten kann.

In dieser Gegend des Meers sahe man eine große Menge fliegender Fische, die sich, durch Hülfe ihrer großen Floßfedern, deren sie sich statt der Flügel bedienen, über die Oberfläche des Wassers in die Luft erhoben. Diese Geschöpfe schienen, aus den Kajütenfenstern betrachtet, unbeschreiblich schön, weil man in dieser Höhe ihren Bauch und ihre Seiten zu sehen bekömmt, welche wie geglättetes Silber glänzen; wenn man sie aber vom Verdek aus betrachtete, wo man ihnen nur auf den Rücken sehen konnte, der von dunkler Farbe ist: so hatten sie kein so schönes Ansehn.

Verschiedene Tage nachher hatte man ein ähnliches Schauspiel. Die See schien rings umher in Feuer zu stehn, und warf lichte Strahlen aus; eine Erscheinung, deren die Seefahrer so oft erwähnen, ohne daß man wegen des Grundes derselben zu einer entschiedenen Gewißheit kommen konnte. Unsere Reisenden hielten dafür, daß sie von gewissen glänzenden Thieren herrühren müße; und die Erfahrung zeigte, daß man ganz richtig gemuthmaaßet habe. Man warf nämlich ein feines Netz aus und fing damit eine Art von Seethieren, die zu denen zu gehören schienen, welche unter dem Nahmen Medusa bekannt sind. Man fand, als man diese Thiere auf dem Verdecke hatte, daß sie ein weißes Licht von sich gaben, und geschmolzenem Metalle

ähnlich

ähnlich sahen. Man fing zugleich einige sehr kleine Krabben — eine Art von Zwergen unter den Krebsen — welche gleichfalls so viel Feuerglanz, als ein Johanniswürmchen, von sich werfen. Herr Banks bemerkte mit Vergnügen, daß diese Art von Krabben, so wie auch verschiedene andere Seethiere, die er auf der Fahrt bis hierher bereits entdekt hatte, bisher noch nicht bekannt gewesen waren.

Man befand sich jezt in dem Striche des Passatwindes, *) welcher dieser Weltgegend eigen ist, und welcher die Schiffe, fast ohne Mithülfe des Steuermanns, von selbst nach Amerika treibt. Die Fahrt ging daher schnell und ruhig von statten, und schon am 8ten November erblikte man, bei Tages Anbruch, die Küste von Brasilien. Man steuerte hierauf nach Rio de Janeiro, einer meinen jungen Lesern aus dem dritten Theile dieser Reisen bekannten Stadt der Portugisen, wo der Vicekönig von Brasilien residirt.

Sobald das Schiff auf der Rhede dieser Hauptstadt angekommen war, schikte Cook einen seiner Officiere an den Vicekönig ab, um ihm seine Ankunft zu melden, und zugleich die Erlaubniß nachzusuchen, ans Land gehen zu dürfen, um frische Lebensmittel einzukaufen. Nach verschiedenen Formalitä-

*) So nennt man diejenigen beständigen Winde, welche auf gewissen Meeren zu gewissen Jahrszeiten ordentlich und anhaltend zu wehen pflegen.

malitäten und Untersuchungen über die Beschaffenheit des Schiffes und über die Absicht seiner Reise, wurde diese Bitte endlich gewährt. Cook ließ sich hierauf ans Land setzen.

Er machte dem Vicekönig seine Aufwartung. Auf die Frage: wohin die Reise gelte? meldete er ihm, daß sein Schiff nach einer Insel der Südsee bestimmt sey, um daselbst den Durchgang der Venus zu beobachten. Allein es fand sich, daß der Herr Vicekönig ein so erbärmlicher Astronom war, daß er fragte: „ob das nicht so viel heiße, daß der Nordstern durch den Südpol gehen würde?“ Ich hoffe, daß der jüngste meiner Leser schon so viel Kenntniß vom Himmel habe, um das Ungereimte und Lächerliche dieser Frage einzusehn.

Cook bat um die Erlaubniß für die Herrn Banks und Solander, ein wenig ins Land gehen zu dürfen, um Kräuter zu sammeln: allein Se. Excellenz geruhete, ihm diese Bitte rund abzuschlagen. Ihm selbst wurde ein portugisischer Officier beigesellt, der ihm nicht von der Seite kommen durfte. Cook fand sich dadurch beleidiget, und forderte eine Erklärung, wozu dieses solle? Man antwortete ihm, daß der begleitende Officier eine Ehrenwache wäre. Er verbat sich diese Gunst; allein umsonst! Man bestand darauf, daß er sie annehmen müße. Neben das englische Schiff wurde ein Boot mit Soldaten, als ein Wachtschiff, gelegt, um zu verhindern, daß außer dem Capitain und der benöthigten Anzahl von Matrosen niemand ans Land ginge.

So=

Sowol Cook selbst, als auch seine gelehrten Reisegefährten, empfanden diesen Zwang mit lebhaftem Unwillen, und versuchten alles, bald durch schriftliche bald durch mündliche Vorstellungen, um den Vicekönig zu bewegen, diese lästige Einschränkung aufzuheben. Allein vergebens! Er gab ihm jedesmal die trockene Antwort: daß der König von Portugal es so haben wollte. Man zankte sich dieserwegen einige Tage lang, und es fehlte nicht viel, so wäre es zu ernsthaften Auftritten darüber gekommen; aber am Ende sahe man sich doch genöthiget, nachzugeben, weil man nicht mächtig genug war, um die Sache mit Gewalt durchzusetzen.

Da indeß ein kranker Mönch in der Stadt um die Hülfe des Schiffarztes bat: so nahm D. Solander die gute Gelegenheit wahr, und ging unter diesem Titel ans Land, wo das Volk ihm viel Höflichkeiten erwies. Auch Herr Banks fand Mittel, der Aufmerksamkeit des portugisischen Wachtboots zu entwischen, und ließ sich vor Tages Anbruch ans Land setzen. Er begab sich indeß nicht nach der Stadt, sondern ging den Gegenständen seiner Wißbegierde auf dem Felde nach, und brachte seine Zeit mit Kräutersammeln zu. Dieser zweifache kleine Betrug war indeß bekannt geworden; und der Vicekönig hatte Befehl gegeben, diese Herren, wenn sie sich noch einmal am Lande blicken ließen, in Verhaft zu nehmen. Sie mußten daher auf eine Wiederholung Verzicht thun.

Diese Unannehmlichkeiten bewogen den Capitain, seine Abreise zu beschleunigen. Sobald man daher den benöthigten Wasservorrath eingenommen hatte, that er dem Vicekönig seine bevorstehende Abreise kund, und bat um einen Piloten, der das Schiff in die See hinausführte. Dies wurde alsobald zugestanden. Der Pilote kam, und man ging unter Segel.

Als man aber bei dem vornehmsten Festungswerke der Stadt vorbeifahren wollte: war man nicht wenig erstaunt, sich auf einmal mit zwei scharfen Kanonenschüssen begrüßt zu sehen. Man warf augenbliklich die Anker aus, und schikte nach der Festung, um sich zu erkundigen, was das zu bedeuten habe? Der kommandirende Officier ließ zur Antwort sagen: daß er vom Vicekönig keinen Befehl erhalten habe, das englische Schiff durchzulassen, und daß ohne dergleichen Befehl, kein Schiff dies Festungswerk passiren dürfe. Cook schikte hierauf sofort zum Vicekönig, um ihn fragen zu lassen: woran es liege, daß der erforderliche Befehl nicht ausgefertiget worden sey, da man ihm doch die bevorstehende Abfahrt gemeldet habe? Das Boot brachte endlich nach langem Aufenthalt die Antwort zurük: der Befehl sey schon seit einigen Tagen geschrieben gewesen, aber durch eine seltsame Nachläßigkeit nicht an den gehörigen Ort gekommen. Man lichtete hierauf wieder die Anker, und segelte ungehindert ab.

Da von der Stadt Rio de Janeiro bereits im dritten Theile dieses Werks geredet worden ist: so füge ich jener Beschreibung nur noch folgende Bemerkungen unserer dermaligen Reisenden hinzu.

Die Stadt ist groß, ansehnlich, und sehr regelmäßig gebaut. Die Straßen sind alle schnurgerade und durchschneiden sich in rechten Winkeln. Die Kirchen sind sehr schön; und man sieht hier mehr religiöses Gepränge, als an irgend einem römisch-katholischen Orte in Europa. An jedem Tage giebt es wenigstens Eine öffentliche Procession, die durch Vortragung von allerhand sehr prächtigen Heiligenbildern und Reliquien ansehnlich gemacht wird. So oft man dabei an die Ecke einer Straße kommt, sagt man mit großer Feierlichkeit gewisse Gebete her, wofür die Einwohner milde Gaben entrichten müßen.

Zur Zeit des Aufenthalts unserer Reisenden an diesem Orte, wurde eine neue Kirche erbaut; und zur Bestreitung der Kosten hatte die dazu gehörige Gemeinde die Erlaubniß, wöchentlich einmal in Procession durch die Stadt zu ziehn, um Allmosen einzufordern. Dies geschahe allemal des Nachts. Alle Knaben von einem gewissen Alter, selbst die aus den vornehmsten Häusern nicht ausgenommen, mußten dieser Feierlichkeit beiwohnen. Jeder von ihnen war in einen schwarzen Priesterrok gekleidet; und über diesen hing ein kurzer rother Ueberrok bis an den Unterleib hinab. Dabei

trug jeder eine sechs bis sieben Fuß lange Stange, an deren Ende eine Laterne befestiget war. Die große Menge solcher Laternen verursachte ein so starkes Licht, daß die Leute auf dem Schiffe anfänglich meinten, die Stadt stehe in Brand.

Fast vor jedem Hause steht ein Tisch mit einem gläsernen Kasten, worin der Schuzheilige des Hauses aufgestellt ist; und vor einem jeden dieser Bilder wird des Nachts eine brennende Lampe unterhalten. Nirgends ist man wol in der Anrufung solcher Heiligenbilder eifriger, als hier. Das Volk betet und singt bei ihnen so kräftig, daß man sie des Nachts sehr deutlich am Bord des Schiffes hören konnte, ohngeachtet dasselbe ziemlich weit von der Stadt entfernt lag. Vermuthlich gut gemeint; ob aber das Herz und die Sitten dabei an Veredelung gewinnen mögen? Das ist eine andere Frage.

Was unsere Reisenden hierüber zu beobachten Gelegenheit hatten, scheint die alte Bemerkung zu bestätigen, daß die Religion da am wenigsten auf die Gesinnungen der Menschen zu wirken pflegt, wo sie am meisten in äußerliche Gebräche, Ceremoniel und Pomp ausgeartet ist. So sahe z. B. einer von ihnen an hellem lichten Tage zwei Männer, dem Ansehen nach, ganz freundschaftlich mit einander sprechen; aber auf einmal zog der eine ein Messer hervor, und stieß es dem andern in den Leib; und da er sahe, daß sein Gegner davon nicht alsobald niederstürzte, so riß er das Messer wieder aus der

Wunde heraus und versezte ihm noch einen Stich damit. Dann erst begab er sich aufs Laufen, um eine Kirche zu erreichen. Die Kirchen nämlich sind hier Freistätte für jede Art von Verbrecher. Wer seine Zuflucht dahin nimmt, den kann der Arm der Obrigkeit nicht erreichen, sein Verbrechen sey so groß, als es wolle. Ein verderblicher Gebrauch, der leider! noch an mehreren Orten herrscht.

Die hiesige Regierung ist sehr despotisch. Sie besteht aus dem Vicekönig, dem Statthalter des Orts, und einem Rathskollegio. Ohne die Einwilligung dieses gesammten Staatsraths sollte eigentlich keine gerichtliche Handlung vollzogen werden. Aber sowol der Vicekönig, als auch der Statthalter, nehmen es sich nicht selten heraus, Leute eigenmächtig und unverhörter Sache ins Gefängniß zu werfen, oder in Ketten nach Lissabon zu schicken, ohne einmal den Freunden oder der Familie des Unglüklichen anzuzeigen, welches Verbrechens man ihn beschuldige oder wohin man ihn geschikt habe. Wehe den armen Menschen, die einer willkührlichen Gewalt unterworfen sind! Und wohl, wohl uns, die wir unter dem Schutze der Gesetze leben, und das schrekliche Ungeheuer — Despotismus genannt — nur aus Büchern und Zeitungen kennen! Mögte es doch der allgütigen Vorsehung gefallen, dieses unser Glük über den ganzen Erdboden zu verbreiten!

Man findet in dieser Gegend eine große Menge von Gold und Diamanten: aber die Regierung

sorgt dafür, daß, außer ihr, niemand etwas davon ab bekomme. Sie macht nämlich diejenigen Gegenden, wo dergleichen gefunden werden, zu einem Heiligthume, welches niemand betreten darf, als wer von dem Vicekönig selbst dahin geschikt wird. Zu diesem Behuf sind in einer gewissen Entfernung von der Stadt die Grenzen bestimmt, über welche hinaus niemand gehen darf. An diesen Grenzen patroullirt beständig eine Wache, und wer sich jenseits derselben betreffen läßt, der wird sofort in Verhaft genommen und ins Gefängniß geworfen. Da hilft keine Ausrede und keine Entschuldigung, auch wenn sie noch so gegründet ist.

In welcher Gegend des Landes die eigentlichen Goldbergwerke seyn mögen, das erfährt niemand, als die Unglüklichen, welche verurtheilt sind, darin zu arbeiten. Wer durch seine Neubegierde sich verleiten ließe, dieser Gegend nachzuspühren, der würde dabei nichts geringeres, als sein Leben, aufs Spiel setzen. Denn wenn jemand auf dem Wege dahin betroffen wird, und keinen augenscheinlichen Beweis geben kann, daß er daselbst Geschäfte habe, der wird ohne weitere Umstände an dem nächsten Baum aufgehangen.

Aus diesen Bergwerken wird ohne Zweifel viel Gold gezogen: aber wenn man hört, wie viel Menschen jährlich dabei aufgeopfert werden, so fühlt ein mitleidiges Herz sich von Schaudern und Entsetzen ergriffen. Kannst du es glauben, junger deutscher Leser? Um einige Klumpen unnützen

Goldes

Goldes aus der Erde hervorzuwühlen, werden bloß in diesem Lande, jährlich 40000 unglükliche Menschen aufgeopfert, die man Sklaven nennt! Du staunst? Noch nicht genug; unsere Reisenden versichern sogar, von guter Hand gehört zu haben, daß zwei Jahre vor ihrer Ankunft an diesem Orte jene ungeheure Zahl, vermuthlich einer ansteckenden Seuche wegen, so unzureichend gewesen sey, daß man noch 20000 andere Sklaven habe müßen nachkommen lassen. — Schande über die christlichen Tirannen, die das edelste Geschöpf Gottes, ihren Mitmenschen, wie eine der verworfensten Thierarten behandeln, und so viel Tausende von ihnen dem Verderben preis geben, um ihren Golddurst zu befriedigen!

Von den Edelgesteinen, welche hier in Menge gefunden werden, läßt die Regierung jährlich nur eine gewisse Anzahl einsammeln, damit nicht der Werth derselben durch Verbreitung einer zu großen Menge fallen möge. Dieses Einsammeln erfordert gemeiniglich nur einen einzigen Monat. Wer sich nachher in diesen kostbaren Gegenden, es sey aus welcher Ursache es wolle, antreffen läßt, der wird ohne Gnade und Barmherzigkeit hingerichtet.

Der Soldat steht hier in außerordentlich großem Ansehn. Alle übrigen Stände sind überaus ehrerbietig und demüthig dagegen. Vergäße jemand vor einem ihm begegnenden Officier den Hut abzuziehn: so würde man ihn sogleich zu Boden schlagen. So geringschätzig indessen der Officier mit dem Bürger

 umgeht,

umgeht, so unterthänig muß er sich doch selbst gegen den Vicekönig betragen. Man hat ihnen recht erniedrigende Ehrenbezeugungen gegen denselben aufgelegt. So müßen sie z. B. Tag täglich dreimal in seinem Vorsaale erscheinen, und anfragen: ob er etwas zu befehlen habe? ohngeachtet sie einmal wie das andere zur Antwort erhalten: es giebt nichts neues. Durch diese regelmäßigen Aufwartungen werden sie gehindert, ins Land zu gehn; und das scheint denn auch die Absicht bei dieser Anordnung zu seyn.

Genug von diesem Orte.

3.

Fahrt von Rio de Janeiro nach der Straße le Maire. Abentheuer auf dem Feuerlande.

Nachdem man wieder das offene Meer erreicht hatte und gen Süden steuerte, beobachtete man eines Tages, daß die See mit breiten gelben Streifen bedekt war, deren einige eine englische Meile lang und ohngefähr 1000 Fuß breit seyn mogten. Man fing ein wenig von dem also gefärbten Wasser auf, und fand es mit unzählichen kleinen Wesen angefüllt, von denen man sogar durch Hülfe des Vergrößerungsglases, nicht entscheiden konnte, ob es Thierchen oder Pflänzchen wären? Woher sie kamen?

und wozu sie bestimmt seyn mögten? das konnten unsere Naturforscher gleichfalls nicht errathen. So groß und unerschöpflich ist die Mannigfaltigkeit der Werke Gottes im Kleinen, wie im Großen!

Mit dem Anfange des Jänners näherte man sich der Mündung der magellanischen Straße, doch ohne in dieselbe einzulaufen, weil Cook beschlossen hatte, seine Fahrt nicht durch diese, sondern rund um das sogenannte Feuerland herum zu nehmen. Die Witterung wurde von Tage zu Tage kälter, ohngeachtet es hier jezt mitten im Sommer war. Cook ließ daher Wämser und Beinkleider von dicken wollenem Zeuge unter das Schifsvolk vertheilen.

Den 11ten erreichte man das Feuerland; und nun bitte ich meine jungen Leser, die beim dritten Theile dieses Werks befindliche Charte vor sich hinzulegen, worauf sie den Lauf, den das Schiff von hieran nahm, verzeichnet finden werden. An der östlichen Küste des Feuerlandes liegt ein Eiland, die Staateninsel genannt. Der Kanal, welcher diese Insel von der Küste des Feuerlandes trennt, heißt die Straße le Maire. Durch diese wurde hingesteuert.

Da man innerhalb derselben eine Bucht fand, welche statt eines Hafens dienen konnte, und die Herrn Banks und Solander sehnlich wünschten, ans Land zu gehn, um ihren Naturforschungstrieb zu befriedigen: so willfahrte ihnen der Capitain, und warf die Anker aus. Nach dem Mittagsessen

stieg er selbst mit ihnen ins Boot, und ließ sich nach der Küste rudern. Es währte nicht lange, so ließen sich in einiger Entfernung dreißig bis vierzig Indianer sehn; wichen aber, wie man sich ihnen nähern wollte, aus Furchtsamkeit zurük. Die Herrn Banks und Solander traten hierauf allein vor; worauf zwei von ihnen umkehrten, etwas näher kamen, und sich alsdann niedersezten. Sobald die beiden zu ihnen kamen, standen sie wieder auf, und jeder von ihnen warf den kleinen Stecken, den er in der Hand hatte, seitwärts von sich weg. Vermuthlich sollte das ein Zeichen ihrer friedfertigen Gesinnungen seyn. Nachdem sie dies gethan hatten, liefen sie hurtig gegen ihre Gefährten hin, die ohngefähr 150 Fuß hinter ihnen stehen geblieben waren, und winkten hierauf den beiden Herrn, daß sie ihnen folgen sollten. Dies geschahe, und die Indianer empfingen sie unter vielen plumpen Freundschaftsbezeugungen.

Herr Banks theilte dagegen einige Glaskorallen und Bänder unter sie aus, die ihnen ungemein zu gefallen schienen. Da hierdurch ein vollkommenes Zutrauen auf beiden Seiten gestiftet war: so traten nun auch der Capitain und sein Gefolge hinzu, und man unterhielt sich, so gut man konnte, durch Zeichen.

Als man endlich wieder umkehrte, liefen drei Indianer mit, und wurden an Bord genommen. Hier verrichtete einer derselben, den man für einen Priester hielt, allerlei Feierlichkeiten, die man für Teufels-

Teufelsbeschwörungen, das ist, für solche Formeln und Ceremonien ansah, wodurch der einfältige Indianer die bösen Geister vertreiben wollte, die in dem Schiffe sich etwan aufhalten mögten. Meine jungen Leser wissen nämlich schon aus den vorhergehenden Erzählungen, daß diese unwissenden Leute viel von Geistern träumen, und alles, was sie in ihrer Dummheit nicht begreifen können, für Wirkungen derselben halten. So oft dieser Mann in irgend eine Abtheilung des Schifs hineintrat, wo er noch nicht gewesen war, oder ihm irgend etwas in die Augen fiel, welches er vorher noch nicht beobachtet hatte: so schrie er einige Minuten lang aus vollem Halse, wobei er sich weder zu seinen Gefährten, noch zu einem der Schifsgesellschaft wandte.

Man sezte ihnen Brod und Rindfleisch vor; sie aßen es, schienen aber keinen sonderlichen Geschmak daran zu finden. Gleichwol nahmen sie alles, was sie nicht verzehren konnten, mit. Man reichte ihnen hierauf Wein und andere starke Getränke; aber sie waren nicht zu bewegen, auch nur einen Tropfen davon hinunter zu schlucken. Sie gaben es vielmehr mit den deutlichsten Merkmalen des Ekels zurük.

Die menschliche Natur ist bei diesen armseligen Geschöpfen fast nur in ihrer äußerlichen Bildung merklich: so wenig äußern sie von allen den hohen Anlagen und Fähigkeiten, welche den Menschen zum edelsten und bewundernswürdigsten unter allen bekannten Geschöpfen Gottes machen. Selbst die

Neu-

Neugier, welche schon bei den kleinsten Kindern rege zu werden pflegt, scheint ihnen beinahe gänzlich zu fehlen. Denn ohngeachtet jeder neue Gegenstand, den man ihnen zeigte, in ihren Augen eine Art von Wunderwerk seyn mußte: so äußerten sie doch im geringsten keine Verwunderung und kein Vergnügen darüber, sondern sahen vielmehr alles mit stupider Gleichgültigkeit an. Selbst an dem Geschrei des Teufelsbeschwörers schien die Empfindung des Bewunderns ganz und gar keinen Antheil zu haben.

Nachdem sie ohngefähr zwei Stunden an Bord gewesen waren, bezeugten sie Verlangen, wieder ans Land zurük zu kehren. Der Capitain ließ sie daher wieder zurükführen, und Herr Banks gab ihnen das Geleite. Er führte sie ihren Landsleuten wieder zu; bemerkte aber sowol bei diesen, als bei jenen, die an Bord gewesen waren, einerlei achtlose Gleichgültigkeit. Diese äußerten nämlich eben so wenig Begierde, ihre Begebenheiten zu erzählen, als jene, sie zu hören. Herr Banks kehrte wohlbehalten nach dem Schiffe zurük, und die Indianer gingen landeinwärts.

Tags darauf nahmen die Herrn Banks, Solander und Green, nebst dem Schifsarzte Monkhouse und dem Zeichner Buchan, in Begleitung einiger Matrosen und Bedienten, eine Streiferei ins Land vor. Ihre Absicht war von dem Schiffe ab, soweit als möglich, in das Innere des Landes einzu-

einzudringen, um die Producte desselben zu beobachten; und dann gegen Abend wieder zurükzukehren. So viel man von weitem erkennen konnte, waren die Berge unten herum mit Holz bewachsen; weiter oben glaubte man Ebenen zu bemerken, und über diesen hinauf bis an den Gipfel schien ein bloßer nakter Fels zu seyn. Herr Banks hofte, daß man wol durch den Wald würde hindurch dringen können, und zweifelte gar nicht, jenseits desselben ein Land zu finden, das noch kein Kräuterforscher jemals besucht hätte, und wo man eine reiche Erndte an merkwürdigen Pflanzen würde halten können. Sie traten also guten Muthes den Weg dahin an.

Rauh und unwegsam war die Wildniß, durch welche sie sich erst durcharbeiten mußten; und ein großer Theil des Tages verstrich, bevor sie diejenige Gegend, welche sie eigentlich besuchen wollten, zu Gesicht bekamen. Sie erreichten endlich das, was sie für eine Ebene gehalten hatten; aber zu ihrem großen Verdruße sahen sie jezt einen weiten Sumpf vor sich, der mit niedrigem Birkengesträuch bedekt war. Dieses war ohngefähr drei Fuß hoch und so sehr durch einander gewachsen, daß man es nicht auf die Seite biegen konnte, um sich einen Weg hindurch zu bahnen. Man mußte also mit unbeschreiblicher Mühe über dasselbe hinsteigen, und sichs gefallen lassen, bei jedem Schritte auf die Erde bis an den Knöchel in Morast zu sinken.

Nicht genug; um das Unangenehme und Beschwerliche dieser Wanderschaft zu vergrößern, mußte nun

nun auch das Wetter, welches bis dahin schön und heiter gewesen war, auf einmal trübe und kalt werden. Der Wind fing plözlich an in heftigen Stößen zu wehen und sehr schneidend zu werden. Zulezt erfolgte Schneegestöber. Wohlgemerkt, daß es in der Mitte des Jänners, also für diese Weltgegend mitten im Sommer war!

Sie ermunterten sich indeß durch den Gedanken, daß sie den beschwerlichsten Theil des Weges bald zurükgelegt haben würden; sprachen sich wechselseitig einander Muth zu, und drangen immer weiter fort. Sie hatten aber kaum zwei Drittheile der sumpfigen Gegend zurükgelegt, als schon einer von ihnen, der Zeichner Buchan, ohnmächtig niederfiel. Man zündete ein Feuer an, und ließ ihn, nebst einigen andern Entkräfteten dabei zurük.

Die Uebrigen erreichten endlich eine Anhöhe, wo die beiden Naturforscher, durch die Entdeckung vieler neuen Kräuter, für die überstandenen Beschwerlichkeiten einigermaßen schadlos gehalten wurden.

Der Schnee hatte sich unterdeß vermehrt, die Kälte war heftiger geworden, und der Tag fing an sich zu neigen. Vor dem nächsten Morgen nach dem Schiffe wieder zurükzukehren, schien eine gänzliche Unmöglichkeit zu seyn. Aber auf einem solchen Gebirge, unter einem so rauhen Himmel, ohne Obdach und Erquickung eine ganze Nacht hinzubringen, war entsezlich; und doch half nunmehr kein anderer Rath.

Man schikte daher nach denen, die beim Feuer gelassen waren, zurük, um sie, wo möglich, auch auf den Berg zu führen, von wannen sie sich denn sämtlich in den Wald begeben, allda eine Hütte von Zweigen bauen und darin übernachten wollten.

Abends um acht Uhr war die Gesellschaft beisammen; und sie traten nunmehr den Weg nach dem Gehölze an. Herr Solander beschwor seine Gefährten, sich doch ja in ununterbrochener Bewegung zu erhalten, und sich des Schlafs zu erwehren, so stark die Versuchung dazu auch immer seyn mögte: denn, fügte er hinzu, wer sich niedersezt, der schläft ein, und wer einschläft, der wird nicht wieder erwachen.

Herr Banks nahm es über sich, den Nachtrab zu führen. Aber noch ehe man das Gehölz erreichen konnte, nahm die Kälte dergestalt zu, daß Dr. Solander selbst die Neigung zum Schlaf, vor der er kurz vorher die Andern gewarnt hatte, ganz unwiderstehlich fand. Er verlangte durchaus, daß man ihm erlauben sollte, sich niederzulegen. Vergebens ermahnte und bat ihn Hr. Banks; er sank nieder, strekte sich in den Schnee hin; und man hatte alle Mühe von der Welt, ihn wachend zu erhalten.

Einer von Herrn Banks Bedienten fing an die nämliche Ermattung zu fühlen. Herr Banks schikte daher fünf Personen von der Gesellschaft voraus, um an dem ersten dem besten Orte ein

AUGSBURG

Feuer anzulegen, und er selbst blieb bei den Entkräfteten zurük.

Endlich brachte man diese wieder auf die Füße; aber es dauerte nicht lange, so betheuerten sie aufs neue, daß es ihnen, weiter zu gehen, nun schlechterdings unmöglich wäre. Alle Vorstellungen und alle Bitten waren vergebens. Weder Herr Banks, noch seine Gehülfen waren im Stande, sie fortzuschleppen; man mußte sie daher beide niedersizen lassen. Es dauerte nicht zwei Minuten, so waren beide schon in einen tiefen Schlaf verfallen.

Unterdessen kehrten einige von dem Vortrab mit der angenehmen Nachricht zurük, daß in einer Entfernung von ein paar tausend Schritten ein Feuer angemacht wäre. Man verdoppelte darauf die Bemühung, die Schlafenden wieder zu ermuntern; und in Ansehung des Herrn Solanders kam man endlich glüklich damit zu Stande. Aber ohngeachtet derselbe erst seit fünf Minuten eingeschlafen war, so hatte er doch schon den Gebrauch aller seiner Gliedmaaßen verloren; und seine Muskeln waren dergestalt eingeschrumpft, daß ihm die Schuhe von den Füßen fielen. Der Bediente hingegen war ganz gar nicht wieder zu ermuntern. Herr Banks ließ daher seinen andern schwarzen Bedienten, nebst einem Matrosen, welche beide am wenigsten gelitten zu haben schienen, bei ihm zurük, und versprach diesen, sie ablösen zu lassen, sobald ein paar andere von der Gesellschaft sich ein wenig würden

erwärmt haben. Und so schleppte man den Doktor Solander fort, und langte endlich glüklich bei der Feuerstelle an.

Gleich darauf wurden einige Männer abgesandt, um mit Hülfe der Zurükgebliebenen den armen erstarrten Matrosen herbeizuschaffen: allein nach einer halben Stunde kamen diese zurük, und berichteten, daß sie die ganze Gegend durchsucht, aber weder den Schlafenden, noch seine beiden Gesellschafter gefunden hätten. Dies verursachte eine allgemeine Betrübniß.

Herr Banks, welcher diesem Vorfalle nachsann, vermißte eine Flasche mit Rumm, und gerieth daher auf die Vermuthung, daß die beiden zurükgelassenen Männer vielleicht versucht haben mögten, den Schlafenden damit zu ermuntern, und da sie vielleicht selbst zuviel davon getrunken, fortgetaumelt wären, ohne die ihnen versprochenen Wegweiser zu erwarten. Zu noch größerem Unglücke fing es an, immer heftiger zu schneien, und man mußte daher alle Hofnung aufgeben, die armen Verirrten jemals wieder lebendig zu sehen.

Gleichwol hörte man zur großen Freude der ganzen Gesellschaft gegen zwölf Uhr in einiger Entfernung rufen. Man lief augenbliklich hin, und fand den Matrosen, welcher kraftlos daher schwankte und sogleich zum Feuer gebracht wurde. Herr Banks ging hierauf weiter, um auch die beiden andern aufzusuchen. Er fand sie endlich auch,

aber in dem kläglichsten Zustande. Der eine stand zwar noch auf den Füßen, er war aber unvermögend einen Schritt zu thun; der andere hingegen lag auf dem Boden und war schon so unempfindlich, wie ein Stein.

Man that was man konnte, um beide fortzuschleppen; aber die vereinigten Kräfte der ganzen Gesellschaft waren dazu nicht hinreichend. Man gab sich hierauf alle nur ersinnliche Mühe, um an dem Orte, wo sie waren, ein Feuer anzuzünden: aber auch dies konnte des gefallenen und noch immer herabfallenden dicken Schnees wegen auf keine Weise zu Stande gebracht werden. Mit wehmüthigem Bedauern sahe man sich daher in der traurigen Nothwendigkeit, diese Unglüklichen ihrem Schiksale zu überlassen, weil es, ohne eigene Lebensgefahr, nicht möglich war, sich länger bei ihnen aufzuhalten. Man machte ihnen daher ein Lager von Zweigen, und eilte hierauf mit traurigem Herzen wieder nach dem Walde zurük. Diese Eile war um so viel nöthiger, da schon einige von denen, welche die Erstarrten retten wollten, anfingen, gleichfalls fühllos zu werden, so daß man sie nur noch mit genauer Noth zum Feuer schleppen konnte.

Die ganze Nacht wurde hierauf in einem Zustande hingebracht, den das Vergangene, das Gegenwärtige und das Künftige gleich entsezlich machten. Die zwei Zurükgebliebenen mußte man für so gut, als todt halten; ein Theil der Uebrigen war krank

und ohnmächtig, und statt aller Lebensmittel hatte man nur einen einzigen geschossenen Geier.

Endlich brach der Tag wieder an. Rund umher war nichts, als Schnee, zu sehen. Die Kälte war noch eben so schneidend, als zuvor. Es war ihnen daher unmöglich, den Rükweg anzutreten, wenn sie sich nicht der äußersten Lebensgefahr aussetzen wollten.

Man schikte einige ab, um sich nach den im Gesträuch zurükgebliebenen Unglüklichen umzusehn. Diese kehrten aber bald mit der traurigen Bothschaft zurük, daß sie völlig todt wären.

Hunger und Entkräftung fingen nunmehr an, der ganzen Gesellschaft stark zuzusetzen. Man zog daher dem Geier die Haut ab, zerlegte ihn in zehn gleiche Theile, und Jeder röstete hierauf seinen Antheil am Feuer, so gut er konnte. Mit diesem kärglichen Frühstük mußten sie sich denn begnügen.

Gegen zehn Uhr wurde das Wetter etwas gelinder; sie machten sich daher auch gleich auf den Weg, um die Rükreise nach dem Schiffe anzutreten. Es glükte ihnen auch, sich durchzuarbeiten. Sobald sie an Bord kamen, wünschten sie einander zu ihrer Rettung Glük, mit einer Freude, die niemand fühlen kann, als wer in so verzweifelten Umständen sich jemals selbst befunden hat.

Diese Geschichte mag meinen Lesern zu einem Beweise von der fürchterlichen Strenge dieser Himmelsgegend dienen.

4.

Beschreibung der Einwohner des Feuerlandes. Fahrt von da nach der Insel Otaheite.

Die Herrn Banks und Solander ließen sich durch das ausgestandene Abentheuer nicht abschrecken; sondern stellten von Zeit zu Zeit wiederholte Streifereien ins Land an, um ihre Lieblingswissenschaft, die Naturgeschichte, durch Entdeckungen zu bereichern.

Eines Tages, da sie gehört hatten, daß in einer Entfernung von einer halben deutschen Meile ein indianisches Dorf befindlich wäre, machten sie sich auf den Weg dahin; wobei sie sich oft gefallen lassen mußten, bis ans Knie in Morast zu sinken. Sie kamen indeß glüklich zur Stelle; und als sie sich den Hütten näherten, traten ihnen zwei der Einwohner in ihrem besten Staate entgegen, und fingen, sobald sie zu ihnen herangekommen waren, aus vollem Halse an zu schreien, ohne sich dabei weder an die Fremdlinge noch an ihre Mitgefährten zu wenden, gerade so, wie der eine Indianer es einige Tage vorher am Bord des Schiffes gethan hatte. Nachdem

sie eine Zeitlang also fortgeschrien hatten, führten sie ihre Gäste nach den Hütten.

Diese lagen auf einer dürren Anhöhe, die mit Gehölz bewachsen war. Es waren deren ohngefähr fünfzehn, alle von der rohesten und einfachsten Bauart, die man sich nur denken kann. Es waren nämlich bloß einige wenige Stangen, welche sie dergestalt in die Erde gestekt hatten, daß sie sich gegen einander neigten, oben zusammen liefen und eine kegelförmige Gestalt ausmachten. Auf der Windseite waren sie mit einigen wenigen Zweigen und mit etwas Gras gedekt; auf der entgegengesezten Seite war ein Theil der Hütte offen gelassen; und diese Oefnung diente sowol zur Thüre, als auch zum Feuerheerde.

Von Hausgeräthschaft war hier nichts zu sehen. Ein wenig Gras, welches rings um die innere Seite der Hütte lag, diente ihnen statt der Stühle und Betten. Außerdem bestand der ganze Reichthum einer solchen Hütte in einem Handkorbe, einem Ranzen, und in der Blase irgend eines Thiers, derer sie sich statt eines Wassergefäßes bedienten. Man muß freilich gestehn, daß das nicht viel ist; aber da die Besitzer desselben nichts, als nur dieses nöthig haben, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen und vergnügt zu seyn: so darf man wol behaupten, daß sie reicher, als unsere reichsten Wollüstlinge sind, welche bei allen ihren Schätzen und Kostbarkeiten doch immer mehr Wünsche und Begierden haben, als sie damit zu stillen vermögen.

Die Einwohner dieses indianischen Dorfs machten einen kleinen Stamm aus, der, alles zusammengerechnet, Männer und Weiber, jung und alt, nicht über fünfzig Personen stark war. Der Farbe nach sahen sie aus, wie Eisenrost mit Oel vermischt; ihr Haar war lang und schwarz, und ihre ganze Kleidung bestand aus dem Felle eines Guanicoes *) oder aus der Haut eines Seekalbes, welche sie ohne alle Zubereitung, und so, wie sie von des Thieres Rücken kommt, über die Schultern werfen. Ein Stük von einer solchen Haut ziehen sie über die Füße, und schnüren es alsdann, gleich einem Beutel, um die Knöchel herum fest zusammen. Ein anderes Stük dient den Weibern zu einer Schürze. Alle übrigen Theile ihres Körpers werden bloß gelassen.

Die Männer unter ihnen waren groß und vierschrötig, die Weiber hingegen viel kleiner. So armselig und dürftig diese Leute übrigens sind, so lieben sie doch den Putz so gut, als wir, nur daß ihr Geschmak in der Art sich auszuputzen von dem unsrigen abgeht. Ihnen scheint nichts mehr zu kleiden, als das Bemahlen des Angesichts mit allerhand Figuren. Die Gegend um die Augen war fast durchgängig weiß gelassen; aber der ganze übrige Theil des Gesichts mit senkrechten, roten und schwarzen Streifen geziert. Allein die Gestalt dieser Streifen war bei Jedem anders, so daß kaum zwei derselben ein-

*) Siehe den dritten Theil.

einander völlig ähnlich waren. Es scheint auch, daß sie bei gewissen besondern Gelegenheiten noch mehr Sorgfalt auf diese Zierathen wenden und dieselben reichlicher anbringen. Denn die beiden Junker, welche den Herrn Banks und Solander entgegen gingen, waren hin und her, fast über den ganzen Körper mit schwarzen Streifen bemahlt, so daß sie ein recht stattliches Ansehn hatten.

Sowol Männer als Weiber trugen Armbänder, so gut sie dergleichen aus kleinen Muscheln oder Knochen hatten verfertigen können; die Weiber an dem Gelenke der Hand und an den Knöcheln, die Männer aber bloß an dem ersteren. Damit indessen auch sie in Ermangelung der Fußzierathen, nicht weniger gepuzt wären, als die Weiber: so trugen sie noch eine Art von Kopfbinde, die das Ansehen hatte, als wenn sie aus gesponnener brauner Wolle bestünde. Alles, was roth war, gefiel ihnen ganz vorzüglich; und Glaskorallen waren ihnen lieber als Messer und Beile. Dieser lezte Zug ist denn wol unter allen der stärkste und auffallendste Beweis ihrer ausnehmenden Dummheit; und zeigt, daß sie weiter nichts als große Kinder sind.

Ihre Sprache wird durch die Gurgel geredet. Manche von ihren Wörtern klingen daher gerade so, als der Laut, den wir von uns zu geben pflegen, wenn uns etwas in der Kehle stekt, das wir gern herausbringen mögten. Herr Banks merkte sich davon zwei, die, seiner Meinung nach, Glaskorallen und Wasser bei ihnen bedeuten. Denn so oft sie

jene verlangten, sagten sie halleca, und als man sie durch Zeichen fragte, wo Wasser zu finden wäre: so thaten sie, als ob sie tränken, wiesen hernach sowol auf die Wassergefäße, als auch auf den Ort, wo es Wasser gab, und riefen: Oodá!

So viel man bemerken konnte, haben sie wol keine andere Art von Speise als Schaalenfische. Denn ob es gleich nahe am Strande Seekälber gab, so schienen sie doch kein Werkzeug zu haben, um sie zu fangen. Das Einsammeln der Muscheln scheint das Geschäft ihrer Weiber zu seyn. Denn so oft die Ebbezeit eintrat, sahe man diese am Strande, und zwar mit einem Korbe in der einen Hand, mit einem zugespizten und mit Widerhaken versehenen Stecken in der andern und mit einem Ranzen auf dem Rücken. Vermittelst des Steckens stoßen sie die Muscheln und andere Schaalenfische, die an Felsen kleben, ab, ziehen sie mit dem Haken nach sich, werfen sie in den Handkorb, und leeren diesen, so oft er voll ist, in den Ranzen aus.

Die Waffen der Männer bestanden aus Bogen und Pfeilen. Diese waren fast das Einzige, dessen Verfertigung Aemsigkeit und einige Erfindungskraft verrieth. Der Bogen war nicht ungeschikt gemacht, und die Pfeile waren zierlicher, als man sie aus der Hand solcher rohen Menschen erwarten sollte. Sie waren von Holz, aber sehr glatt polirt, und die Spitze, welche aus Glas oder Feuersteinen bestand, war mit bewundernswürdiger Geschiklichkeit ausgearbeitet und an das Holz befestiget.

Bei dem Worte Glas wird dem jungen Leser die Frage auf den Lippen schweben: wie diese rohen Naturmenschen dergleichen bekommen konnten? Dieselbe Frage findet auch in Ansehung einiger andern europäischen Sachen Statt, die man bei ihnen bemerkte, und die sie unmöglich selbst verfertigen konnten, wozu z. B. Knöpfe, Ringe, Tuch und Zwillig gehörten. Unsere Reisenden schlossen daraus, daß diese Leute bisweilen gen Norden hin wandern müßten, wo sie dergleichen an der magellanischen Straße von europäischen Schiffen bekommen konnten; ich hingegen bin geneigt zu glauben, daß Menschen, die so ganz und gar keine andere Bedürfnisse zu haben schienen, als welche sie in der Gegend, wo man sie fand, befriedigen konnten, wol nicht leicht auf den Einfall gerathen können, weite Reisen vorzunehmen. Mir ist es daher wahrscheinlicher, daß die europäischen Waaren, die man bei ihnen fand, sich von dem französischen Schiffe des Herrn Bougainville herschreiben mogten, welches ein Jahr vorher an der nämlichen Seite des Feuerlandes vor Anker lag.

Bougainville erzählt nämlich ausdrüklich, daß er den Eingebohrnen, unter verschiedenen andern Sachen, auch Glas hinterlassen habe. Er theilt bei dieser Gelegenheit eine Anekdote von seinem Schifspriester und einem indianischen Knaben mit, die uns zweifeln läßt, wer von beiden der größte Dummkopf gewesen sey, der indianische Knabe oder der europäische Priester? Die Anekdote ist folgende.

Der Knabe, welcher noch niemals Glas gesehen hatte, glaubte, daß es etwas Genießbares wäre, schlukte ein abgebissenes Stük davon hinunter und mußte darüber unter den heftigsten Schmerzen den Geist aufgeben. Indeß nun der arme Junge unter Convulsionen zappelte, eilte der Priester, ihm so geschwind und so unmerklich als möglich die christliche Taufe anzubringen, so daß die Umstehenden es kaum gewahr wurden, was er vornahm. Und so hofte er die Seele des kleinen Heiden den Krallen des Teufels glüklich entrissen zu haben. Was doch für Begriffe dieser Mann sich von Gott und von der Taufe machen mußte!

Diese Leute wußten, dem Ansehen nach, nichts von Oberherrschaft und Unterwürfigkeit; sondern es schien eine völlige Gleichheit unter ihnen zu herrschen: dennoch glaubte man zu bemerken, daß sie in der vollkommensten Eintracht und Freundschaft mit einander lebten. Ihr gänzlicher Mangel an andern Begierden, außer solchen, die sie leicht und ohne jemandes Schaden zu befriedigen wissen, macht dies begreiflich, was bei Menschen, die so viele und vielerlei Bedürfnisse haben, als wir, für ein Wunder gelten könnte.

Im Ganzen betrachtet, schienen sie übrigens nicht nur die armseligsten, sondern auch die dümmsten von allen menschlichen Wesen zu seyn. Aber so entblößt sie auch von allen Bequemlichkeiten und von allen feineren Vergnügungen des Lebens waren; so rauh und gräulich das Land und das Klima

ist, worin sie leben, und so wenig sie die Mittel, sich gegen die Strenge der Witterung unter einem so unfreundlichen Himmel zu verwahren, kennen und besitzen: so waren sie doch sehr vergnügt. Sie schienen weiter nichts zu wünschen, als was sie besaßen; sogar von allem, was man ihnen anbot, gefiel ihnen, dem Ansehen nach, nichts, als ein elender Schmuk, dessen sie gerade am ersten hätten entbehren können, nämlich Glaskorallen.

Es ist merkwürdig, daß die hiesigen Hunde bellen, welches sonst diejenigen, welche von amerikanischer Zucht sind, niemals thun. Außer diesen Hunden, kam unsern Reisenden kein anderes vierfüßiges Thier zu Gesicht, als Seekälber und Seelöwen. Ihre Erndte an unbekannten Pflanzen hingegen war desto größer. —

Nachdem man hier einen Vorrath von Holz und Wasser eingenommen hatte, so ging man wieder unter Segel, und steuerte um das sogenannte Cap Horn herum, welches bekanntlich die äußerste südliche Spitze des Feuerlandes ist. Seinen Nahmen hat dieses Vorgebirge von einem holländischen Seefahrer le Maire erhalten, welcher aus der Stadt Horn gebürtig war. Nach eben demselben wird auch die Straße zwischen dem Staatenlande und dem Feuerlande die Straße le Maire genannt, weil er der erste war, der im Jahr 1616 hindurch fuhr und das Feuerland umsegelte.

Man fuhr, wie der junge Leser auf der dem dritten Theile dieses Werks beigefügten Charte sehen wird, noch eine Zeitlang fort, gegen Süden zu steuern; wandte sich hierauf, als man den 61sten Grad der südlichen Breite erreicht hatte, gegen Westen und steuerte halb in dieser halb in nördlicher Richtung. So segelte man, ohne alle merkwürdige Vorfälle, bis zum 25sten März 1769, als sich eine tragische Begebenheit an Bord ereignete, die ich meinen jungen Lesern erzählen muß, weil sie lehrreich für sie werden kann.

Es war um Mittag, als einer von den Seesoldaten, ein junger Mensch von ohngefähr zwanzig Jahren, als Schildwache an die Thür der Kajüte gestellt wurde. Einer von des Capitains Bedienten wollte eben an demselben Orte ein Stük von einer Seehundshaut zu Tabaksbeuteln ausschneiden. Er hatte verschiedenen von der Mannschaft ein Stük davon zu dem nämlichen Gebrauche versprochen, dem jungen Soldaten hingegen diese Gefälligkeit abgeschlagen, ohngeachtet dieser ihn verschiedentlich darum ersucht und scherzweise gedroht hatte, daß er, im verneinenden Fall, ihm ein Stükchen Fell zum Tabaksbeutel stehlen würde, sobald er Gelegenheit dazu sähe. Von ohngefähr wurde der Bediente eiligst weggerufen; er gab also beim Weggehen der Schildwache das Fell in Verwahrung, ohne sich an das, was zwischen ihnen beiden vorgefallen war, zu kehren.

Der

Der Seesoldat nahm hierauf ein Stük von der Haut für sich. Der Bediente vermißte es bei seiner Zurükkunft, und wurde zornig; begnügte sich aber doch nach einiger Zänkerei damit, daß er ihm das Genommene wieder abnahm, wobei er äußerte: daß er um einer solchen Kleinigkeit willen nicht bei den Officieren klagen wollte. Die Sache schien damit geendiget zu seyn.

Allein einer von den Kameraden der Schildwache, welcher dem Zanke zugehört hatte, erzählte den Vorfall seinen Mitsoldaten. Diesen fiel es unglüklicher Weise ein, daß die Ehre ihres Corps darunter gelitten habe; sie gaben daher dem Verbrecher sehr bittere Verweise, und machten ihm besonders ein schweres Verbrechen daraus, daß er die Entwendung als Schildwache und noch dazu an einer Sache verübt habe, die ihm besonders anvertraut gewesen sey. Sie erklärten, daß sie es für einen Schimpf hielten, ferneren Umgang mit ihm zu haben; und der Serjeante insbesondere sagte, daß wenn der Bediente ihn nicht verklagen wollte, er es selbst thun würde.

Von der Verachtung und den Vorwürfen dieser Ehrenmänner tief gekränkt, flüchtete der junge Mensch, voll Schaam und Reue, nach seinem Hangbette. Aber der Serjeant ging nach einer Weile zu ihm, und befahl ihm, aufs Verdek zu kommen. Der arme Schelm gehorchte; da es aber eben in der Abenddämmerung war, so entwischte er seinem Führer, und ging nach dem Vordertheile

des Schifs. Als man ihn nach einer Weile suchte, fand man, daß er — sich über Bord gestürzt habe! Und nun erst wurde die Sache dem Capitain gemeldet.

Ich sagte, daß die Geschichte von diesem unglüklichen Vorfalle für meine jungen Leser lehrreich werden könnte; und wodurch denn das? Dadurch, daß sie daraus lernen können, wie viel Ursache man habe, des zarten Ehrgefühls eines edlen und ehrliebenden Menschen zu schonen; weil auf ein solches Gemüth nichts empfindlicher und schmerzhafter wirkt, als wenn man es durch Verachtung kränkt. Jedes dahin abzielende Wort ist für Seelen dieser Art ein scharfer Dolchstich, der sie bis in ihr Innerstes verwundet, der sie oft auf lange Zeit unglüklich und elend macht, ja, der sie oft in gänzliche Verzweiflung stürzt. Viele, vielleicht die meisten Selbstmörder hatten zu der schwarzen That, wodurch sie sich ihr Leben raubten, keine andere Veranlassung, als diese. Seyd also behutsam, ihr Lieben! und hütet euch, einen ehrliebenden Menschen durch Spott oder Beschimpfung zu kränken. Denn was für peinigende Gewissensbisse würdet ihr empfunden haben, wäret ihr einer von denen gewesen, die den jungen Soldaten durch die ihm bewiesene Verachtung dahin brachten, daß er zum Mörder an sich selbst wurde! Sucht euch diese Vorstellung ein wenig lebhaft und geläufig zu machen, damit sie zu rechter Zeit in euer Gedächtniß zurükkehre und euch warne, wenn Leichtsinn oder Affekt euch jemals in Gefahr bringen sollten, euer Gewissen mit einer so schweren Verschuldung zu beladen. —

Der

Der Verlust des jungen Soldaten wurde um so mehr bedauert, da er sich sonst immer ungemein ruhig und ordentlich betragen hatte, und weil seine Verzweiflung selbst ein Beweis eines edlen Gemüths war, dem Beschimpfung unter allen Leiden das unerträglichste ist.

Erst am 4ten März, also ohngefähr sechs Wochen nach der Abfahrt aus der Meerenge le Maire, bekam man zum erstenmale wieder Land zu Gesicht. Man befand sich damals unter dem 19ten Grade südlicher Breite. Es war eine Insel von eiförmiger Gestalt, in deren Mitte sich eine so genannte Lagune, das ist, ein See von Salzwasser, befand, der ungleich größer war, als das Land, welches ihn einschloß.

Man lief gegen die Nordseite der Insel hin, fand aber nirgends einen Ankergrund. Die ganze Insel war mit Bäumen bewachsen, worunter man Kokos- und Palmbäume unterschied. Unsere Reisenden sahen verschiedene von den Eingebohrnen am Strande, und zählten deren bis auf vier und zwanzig. Sie schienen groß zu seyn und ungemein dicke Köpfe zu haben; vielleicht aber hatten sie etwas, das man nicht unterscheiden konnte, um dieselben gewickelt. Sie waren übrigens kupferfarbig und hatten langes schwarzes Haar. Einige von ihnen gingen dem Schiffe gegenüber längst dem Strande hin, und trugen Spieße oder Stangen in den Händen, die zweimal so hoch als sie selber waren. So lange sie so am Strande gingen, schienen sie nakt zu seyn; sobald aber das Schiff vorbeigesegelt war,

gingen sie hinweg und kleideten sich in etwas, das ihnen ein weißeres Ansehn gab, als sie von Natur hatten. Ihre Wohnungen lagen im Schatten einiger Palmbäume auf einer Anhöhe. Unsern Reisenden, die seit langer Zeit, außer den öden Bergen des Feuerlandes, nichts als Himmel und Wasser gesehen hatten, schienen diese Haine ein irdisches Paradies zu seyn. Man gab diesem Eilande den Nahmen der Laguneninsel; unter welchem Nahmen sie denn auch auf unserer Charte steht.

Man entdekte nach und nach noch vier andere Inseln, wobei man aber eben so wenig sich verweilen konnte. Man nannte sie Thrumb-Cap, die Bogeninsel, die Gruppen- und die Vögelinsel. Diese Nahmen führe ich hier bloß deswegen an, damit meine Leser dem Laufe des Schiffes um so viel leichter auf der Charte folgen können.

Am 10ten April bekam man die vom Capitain Wallis bereits entdekte und benahmte Osnabrük-Insel zu Gesicht. Aber auch bei dieser segelte man vorüber, weil man eilte, den eigentlichen Bestimmungsort des Schiffes, die Insel Otaheite zu erreichen, in deren Nähe man sich jezt befand.

Es war Nachmittags den 10ten April, als einige von der Schifsgesellschaft, die nach dieser Insel aussahen, in demjenigen Theile des Gesichtskreises, wo sie zum Vorschein kommen mußte, Land zu bemerken glaubten. Es wurde indeß Abend, ohne, daß man mit Gewißheit entscheiden konnte, ob sie

recht gesehen hatten, oder nicht. Allein mit Anbruch des folgenden Morgens lag die Insel unverkennbar da; und ihr Anblik verursachte der ganzen Schifsgesellschaft, die sich sehr darnach gesehnt hatte, ausnehmend große Freude.

5.

Ankunft zu Otaheite, vom Capitain Wallis die Georgien-Insel genannt. Landung. Gütiger Empfang. Trauriger Vorfall auf dem Lande.

Als man am folgenden Tage der Insel nahe genug kam, um von den Eingebohrnen bemerkt zu werden: stießen verschiedene Kähne vom Strande ab, und liefen auf das Schiff zu. Man lud die darauf befindlichen Indianer durch Zeichen ein, an Bord zu kommen; aber umsonst! Einige derselben kamen zwar in ihren Kähnen bis dicht ans Schiff, aber hinaufsteigen wollten sie nicht. In jedem Kahne hatten sie junge Plantanen und Zweige von einem andern Baume, den die Indianer E'Midho nennen. Diese waren, wie man in der Folge erfuhr, Sinnbilder des Friedens; und als solche wurden sie an der Seite des Schifs von den Indianern herauf gereicht, wobei sie zugleich einige Zeichen machten, die man anfangs nicht verstand. Endlich errieth man ihr Verlangen; sie wollten, daß diese Friedens-

zeichen an irgend einem Orte des Schifs aufgestekt werden mögten, damit sie frei und öffentlich gesehen werden könnten. Man willfahrte ihnen hierin gern; und sie bezeugten insgesammt das größte Vergnügen darüber. Hierauf kaufte man ihnen ihre Ladungen ab, die aus Kokosnüssen und mancherlei andern Früchten bestanden, welche für unsere Seefahrer ein großes Labsal waren.

Während der einfallenden Nacht steuerte man allmählich näher an die Küste hin; und am folgenden Morgen kam man in einer Bai, an der Nordseite der Insel, glüklich vor Anker.

Alsobald umringten die Eingebohrnen das Schiff mit ihren Kähnen, und brachten Früchte und kleine Fische, die sie für indianisches Geld, das ist, für Glaskorallen, verhandelten. Sie hatten auch ein junges Schwein bei sich; aber dieses wollten sie für nichts geringeres, als für ein Beil verkaufen. Allein die Engländer weigerten sich aus guten Gründen, es dafür einzutauschen, weil sie besorgten, daß sie nachher immer Beile würden geben müßen, so oft sie Schweine haben wollten, welches ihren Vorrath leicht hätte erschöpfen können.

Unter den Früchten, welche man ihnen brachte, war auch die sogenannte Brodfrucht. Diese wächst auf einem Baume, der ohngefähr so groß ist, als eine mittelmäßige Eiche. Die Blätter desselben sind oft anderthalb Fuß lang, von länglichter Gestalt, mit tiefen Krümmungen, wie die Feigen-

genblätter, versehn. Die Frucht ist so groß, als der Kopf eines Kindes und beinahe eben so gestaltet. Ihre Aussenseite ist nezförmig, die Haut dünn. Zwischen dieser Haut und einem inwendigen kleinen Kern, liegt das Fleisch oder der eßbare Theil dieser Frucht, welcher schneeweiß und so locker wie frisch gebackenes Brod ist. Man genießt aber diese Substanz nicht roh, sondern röstet sie erst am Feuer, nachdem man sie zu diesem Behuf in drei oder vier Theile zerschnitten hat. Dann schmekt sie ohngefähr wie die Krume eines mit Kartoffelmehl vermischten Waizenbrodts.

Von hier an, wo die Auftritte interessanter und die Beobachtungen unserer Reisenden immer wichtiger werden, will ich den Anführer derselben, den unsterblichen Cook, selbst erzählen lassen, und ihm von Zeit zu Zeit nur da in die Rede fallen, wo ich für meine jungen Leser ein Wort hinzuzufügen haben werde.

Unter denen, welche bei uns an Bord kamen, befand sich auch ein ältlicher Mann, der, wie wir nachher erfuhren, Owhah hieß. Der Lieutenant Gore und Andere, welche mit dem Capitain Wallis hier gewesen waren, erkannten ihn augenbliklich für denjenigen wieder, der ihnen damals viel nüzliche Dienste erwiesen hatte, und dessen in der Beschreibung jener Reise häufig Erwähnung geschehen ist. Ich suchte daher, ihm durch allerhand kleine Geschenke Vergnügen zu machen, um uns seiner

Freundschaft und Dienstleistungen auch für diesmal zu versichern.

Da zu vermuthen stand, daß wir uns eine ziemlich lange Zeit allhier aufhalten würden; so mußte ich nothwendig darauf bedacht seyn, jeder übeln Begegnung der Eingebohrnen vorzubauen, und zugleich zu verhüten, daß diejenigen Dinge, deren wir uns hier statt des Geldes zum Einkauf der benöthigten Lebensmittel bedienen mußten, nicht durch zu reichliches oder unordentliches Ausgeben, am Werthe fallen mögten. Ich sezte daher folgende Regeln auf, deren Beobachtung ich allen unsern Leuten, bei schwerer Strafe einschärfen ließ:

1) Jederman soll den Eingebohrnen mit der größten Leutseligkeit begegnen, und durch alle rechtmäßige Mittel sich bestreben, ihre Freundschaft zu erwerben und zu erhalten.

2) Nur einige dazu ernannte Personen sollen den Einkauf besorgen, und außer diesen soll niemand, wer er auch seyn mag, mit den Eingebohrnen Handel treiben.

3) Ein Jeder, dem am Lande irgend ein Dienst anvertrauet werden wird, soll denselben mit der strengsten Aufmerksamkeit verrichten, und wofern er nachläßiger Weise irgend etwas von seiner Bewafnung verliert oder sich stehlen läßt, so soll er nicht nur den Werth desselben an seiner Löhnung einbüßen, sondern auch noch überdem verhältnißmäßig bestraft werden.

4. Eben

4) Eben so soll es auch mit denen gehalten werden, welche überwiesen werden können, daß sie sich irgend etwas von den Schifsvorräthen zugeeignet und unerlaubten Handel damit getrieben haben.

Sobald das Schiff gehörig gesichert war, ging ich mit den Herrn Banks und Solander, einer Parthei bewafneter Mannschaft und unserm Freunde Owhah ans Land. Einige hundert Eingebohrne empfingen uns beim Aussteigen; ihre Blicke waren bewillkommend, ihr Anstand und ihr ganzes Betragen ungemein ehrerbietig. Der erste, welcher sich uns zu nähern wagte, kroch beinahe auf Händen und Füßen heran. Er überreichte uns das bei ihnen gebräuchliche Friedenszeichen, einen grünen Zweig; und wir nahmen denselben mit freundlicher und vergnügter Miene an. Da wir bemerkten, daß jeder der Anwesenden einen solchen Zweig in der Hand hielt, so pflükte auch jeder von uns einen solchen ab, und trug denselben auf die nämliche Art.

Sie begleiteten uns hierauf nach dem Platze, wo der Delphin sein Wasser eingenommen hatte. Auf dem Wege dahin, machten sie an einer gewissen Stelle halt, rauften alles auf dem Boden befindliche Gras aus, und die Vornehmsten unter ihnen warfen sodann ihre grünen Zweige auf diese nakte Stelle hin. Sie winkten uns, daß wir es mit den unsrigen eben so machen mögten; und wir willfahrten ihnen sogleich. Um die Ceremonie desto feierlicher zu machen, ließ ich die Seesoldaten sich in Ordnung

stellen und aufmarschiren, wobei jeder seinen Zweig auf die beschriebene Stelle werfen mußte. Wir andern machten es denn eben so.

Wir gelangten an die Wasserstelle, und die guten Leute gaben uns zu verstehn, daß wir dieselbe einnehmen mögten. Wir fanden aber, daß dieser Ort für unsere Absichten nicht wohl taugt. Man führte uns also weiter; und die Indianer fingen nach und nach an, etwas vertraulicher zu werden. Wir schenkten ihnen, um ihnen noch mehr Zutrauen und Freundschaft einzuflößen, Glaskorallen, nebst andern dergleichen Kleinigkeiten, worüber sie viel Vergnügen an den Tag legten.

Der Weg, den man uns führte, ging durch anmuthige Lustwälder von Bäumen, die mit Kokosnüssen und Brodfrucht beladen waren. Unter diesen Bäumen lagen die Wohnungen der Eingebohrnen zerstreut umher, und sie bestanden mehrentheils aus einem bloßen Dache ohne Seitenwände. Wir glaubten in Arkadien zu seyn.

Diejenigen unter uns, welche schon mit dem Capitain Wallis hier gewesen waren, bemerkten unter allen den Leuten, die sich um uns her versammlet hatten, keine einzige Standesperson. Auch bemerkten wir in dieser ganzen Gegend zu unserm Leidwesen nicht mehr als zwei Schweine, und nicht ein einziges Stük Federvieh. Wir kamen an den Ort, wo ehemals das Gebäude gestanden hatte, welches sie den Pallast der Königin nannten; allein

es war verschwunden. Man vermuthete hieraus, daß die Oberhäupter der Nation nach irgend einer andern Gegend gezogen seyn müßten; und es ward beschlossen, sie am folgenden Tage aufzusuchen.

Ehe wir aber am andern Morgen unsere Wanderschaft antreten konnten, waren schon verschiedene Kähne zu uns herangekommen. Zwei davon waren voller Leute, die, ihrer Kleidung und ihrem Betragen nach, wichtige Personen seyn mußten. Zwei derselben kamen an Bord, und jeder von ihnen wählte sich unter uns einen Freund. Der eine, der, wie wir erfuhren, Mataha hieß, wählte Herrn Banks, der andre mich. Die Ceremonie bestand darin, daß sie einen großen Theil ihrer Kleider auszogen und uns anlegten; wogegen wir hinwiederum jeden von ihnen ein Beil und einige Glaskorallen schenkten.

Nachdem das Freundschaftsbündniß solcher Gestalt geschlossen war, so luden sie uns durch Zeichen nach ihren Wohnungen ein, und wiesen dabei nach Südwesten. Da ich nun ohnedem einen bequemern Hafen zu finden wünschte: so willigte ich ein. Ich ließ also zwei Böte ausheben, und ging mit den Herren Banks und Solander, nebst verschiedenen Andern, an Bord derselben, um unter Anführung unserer indianischen Freunde die Reise anzutreten.

Nachdem wir ohngefähr eine Seemeile weit gerudert waren, winkten sie uns, daß wir ans Land

gehen sollten, und gaben uns zu verstehen, daß dies der Ort ihres Aufenthalts wäre. Wir stiegen also aus, und der Zulauf des Volks war so groß, daß wir uns bald von etlichen Personen ganz umringt sahen.

Man führte uns in ein Haus, welches viel grö=ßer war, als alle, die wir bis dahin gesehen hatten. Beim Eintritt in dasselbe erblikten wir einen Mann von mittlerem Alter, der, wie wir nachmals erfuh=ren, Tootahah hieß. Man breitete sogleich Mat=ten für uns aus, und ersuchte uns, ihm gegen über Plaz zu nehmen.

Die Unterhaltung fing hierauf damit an, daß Tootahah einen Hahn und eine Henne bringen ließ, die er Herrn Banks und mir überreichte. Auf dieses Geschenk folgte ein anderes, welches in einem Stücke Tuch bestand, dessen Verfertigung weiter unten beschrieben werden soll. Es war mit etwas Wohlriechendem zugerichtet, welches ganz ange=nehm duftete. Die Eingebohrnen schienen auf die=sen Umstand einen großen Werth zu legen, und sie gaben sich viel Mühe, uns aufmerksam darauf zu machen. Dasjenige Stük, welches Herr Banks erhielt, war 33 Fuß lang und 6 Fuß breit. Er er=wiederte dieses Geschenk mit einem seidenen Hals=tuche, welches er damals eben trug, und mit einem leinenen Schnupftuche. Tootahah legte diesen neuen Staat sogleich mit einer höchstvergnügten und selbstgefälligen Miene an; und es herrschte nun=mehr eine völlige Zutraulichkeit zwischen den Einge=bohrnen und uns.

Nach=

Nachdem wir in Gesellschaft verschiedener indianischen Damen einige andere Wohnungen besehen hatten, beurlaubten wir uns bei unserm guten Freunde und gingen weiter längst der Küste hin. Wir waren kaum eine Viertelstunde gegangen, so begegnete uns, an der Spitze einer großen Menge Leute, ein anderer Anführer, Nahmens Tubourai Tamaide, mit dem wir denn ebenfalls erst einen Friedensvertrag zu bestätigen hatten. Die Ceremonie einer solchen Bestätigung war uns nun schon besser bekannt. Sie besteht nämlich darin, daß man sich gegenseitig einen grünen Zweig überreicht, hierauf die rechte Hand auf die linke Brust legt und das Wort Tajo ausspricht, welches, wie wir vermutheten, Freund bedeutet. Der Anführer gab uns hierauf zu verstehen, daß, wenn uns etwa zu essen beliebte, alles in Bereitschaft wäre. Wir nahmen sein Anerbieten an, und ließen uns eine nach der Landesart zubereitete Mahlzeit von Fischen, Brodfrucht, Kokosnüssen und Plantanen, herzlich wohl schmecken. Die Indianer aßen einige Fische zur Abwechselung roh, und nöthigten uns auch dazu; allein für dieses Gericht bedankten wir uns doch.

Die Gesellschaft wurde während der Mahlzeit sehr vertraut und heiter; aber ein unangenehmer Vorfall unterbrach unser Vergnügen plözlich. Dr. Solander nämlich und Herr Monkhouse beschwerten sich, daß man ihnen die Taschen ausgeleert hätte. Ersterem war ein kleines Taschen-Perspektiv,

spektiv, lezterem eine Schnupftabaksdose gestohlen worden. Man beschwerte sich darüber bei dem Oberhaupte; und da man nicht gleich Anstalt zur Zurükgabe des Gestohlenen machte, sprang Herr Banks hurtig auf, ergriff seine Büchse und stampfte mit derselben gegen den Boden. Diese Drohung jagte der ganzen indianischen Gesellschaft ein solches Schrecken ein, daß alle in der äußersten Bestürzung zum Hause hinaus rannten, ausgenommen das Oberhaupt, drei Frauenspersonen und noch ein paar andere, die, ihrer Kleidung nach, gleichfalls Standespersonen zu seyn schienen.

Das Oberhaupt nahm, mit allen Aeußerungen von Bestürzung und Betrübniß, Herrn Banks bei der Hand, und führte ihn zu einem großen Vorrathe von hiesigen Landestüchern hin, die am Ende des Hauses lagen. Hier bot er ihm ein Stük nach dem andern an, und gab durch Zeichen zu verstehen, daß er so viel, als ihm davon beliebte, oder auch alles nehmen mögte, um den erlittenen Verlust dadurch zu ersetzen. Allein Herr Banks legte alles auf die Seite, und gab ihm zu verstehen, daß er nichts als das verlange, was seinen Gefährten diebiser Weise entwendet worden wäre.

Hierauf ging Tubourai Tamaide in aller Eile fort, ließ seine Gemahlin bei Herrn Banks zurük, und gab ihm zu verstehen, daß er nur so lange Geduld haben mögte, bis er selbst wieder zurük käme. Man sezte sich also wieder nieder. Nach einer halben

den Stunde kam Tubourai Tamaide zurük. Er hatte die Dose und das Futteral des kleinen Perspektivs in der Hand, und indem er beides überreichte, blizte die Freude aus seinen Augen mit einer Stärke des Ausdruks, welche dieses Volk vor allen andern voraus hat.

Man öfnete das Futteral; ein neues Misgeschik! Es war leer. Kaum ward der ehrliche Tubourai Tamaide dies gewahr: so veränderte sich seine Miene im Augenblik. Er nahm Herrn Banks bei der Hand, rannte mit ihm, ohne ein Wort zu sagen, zum Hause hinaus, und führte ihn mit schnellen Schritten längst der Küste hin. Als sie ohngefähr eine Viertelstunde weit gegangen waren, begegnete ihm eine Frauensperson, und gab ihm ein Stük Tuch. Er nahm es ihr ab, und sezte mit demselben in der Hand seinen Lauf eiligst fort.

Doktor Solander und Herr Monkhouse waren ihnen gefolgt, und sie kamen nunmehr sämmtlich bei einem Hause an, in welchem sie von einer Frauensperson empfangen wurden. Dieser gab Tubourai das Stük Tuch, und winkte den drei Herrn, daß sie ihr einige Glaskorallen schenken mögten. Dies geschahe. Sobald das Tuch und die Korallen hingelegt waren, ging die Frauensperson fort, kehrte aber nach einer halben Stunde mit dem kleinen Perspektiv zurük, und drükte ihre Freude darüber mit eben der Stärke von Empfindung aus, als vorher Tubourai. Hierauf gab man

den

den Herrn die vorher verlangten Glaskorallen wieder, und betheuerte, daß man sie nicht annehmen könnte. Mit eben so viel Eifer wurde auch Herrn Solander das Stük Tuch, als eine Genugthuung für das erlittene Unrecht aufgedrungen. Dieser bestand dagegen seiner Seits darauf, daß die Frauensperson ein Geschenk an Glaskorallen von ihm annehmen mußte; und so war dieser verdrießliche Handel glüklich abgethan.

Was für Mittel nun das Oberhaupt angewandt haben mogte, um den Dieb sogleich ausfindig zu machen, und die Zurükgabe der entwandten Sachen zu bewerkstelligen, blieb uns ein Geheimniß; aber jeder von uns gestand, daß diese schleunige Wiederherstellung der besten Polizeianstalt in einem europäischen Staate Ehre gemacht haben würde. — Des Abends um sechs Uhr kehrten wir wieder nach dem Schiffe zurük.

Am folgenden Morgen kamen verschiedene von den Oberhäuptern, die wir besucht hatten, an Bord, und brachten Schweine, Brodfrucht, und andere Erfrischungen mit, wofür wir ihnen Beile, Leinewand und andere Dinge gaben, je nachdem ihnen dergleichen am angenehmsten zu seyn schienen.

Da ich auf meiner gestrigen Spazierreise nach Westen hin, keinen bequemern Hafen gefunden hatte, als derjenige war, worin wir lagen: so nahm ich mir vor, ans Land zu gehen, und einen Plaz auszusuchen, den die Kanonen des Schiffes bestrei-

chen könnten. Da wollt ich denn ein kleines Fort zu unserer Sicherheit aufwerfen und die nöthigen Anstalten zu der astronomischen Beobachtung machen lassen.

Ich nahm also eine Parthei von meinen Leuten mit, und ging in Begleitung der Herren Banks, Solander und Green, ohne Verzug ans Land.

Wir waren über die Wahl des Platzes bald einig; stekten den Grund, den wir besetzen wollten, ab, und schlugen alsdann ein dem Herrn Banks zugehöriges kleines Gezelt daselbst auf. Es war um diese Zeit eine große Menge Indianer um uns her versammlet; vermuthlich bloß aus Neugier, denn keiner von ihnen war mit irgend einem Gewehr versehen. Aus Vorsicht gab ich ihnen indeß zu verstehen, daß keiner die von mir gezogene Linie überschreiten sollte, ausgenommen zwei, wovon der eine ein vornehmer Mann zu seyn schien, der andere aber unser guter Freund Owhah war. Wir hatten das Vergnügen zu sehen, daß dieses Verbot keine Unzufriedenheit erregte. Alle führten sich ungemein ehrerbietig und ruhig auf; sezten sich außerhalb des Kreises nieder, und sahen uns zu, ohne uns im geringsten zu stöhren, ob es gleich länger als zwei Stunden dauerte, ehe wir mit der Arbeit fertig wurden.

Da wir vermutheten, daß die Bewohner dieses Theils der Insel ihre Schweine und ihr Federvieh bei unserer Ankunft weiter ins Land hineingetrieben hätten:

hätten: so bekamen wir Lust, eine Streiferei durch die Waldung vorzunehmen, um zu versuchen, ob wir sie daselbst vielleicht vorfinden würden. Zwar lag uns Owhah dringend an, daß wir das nicht thun mögten; aber da unsere Vermuthung dadurch nur bestätiget wurde: so glaubten wir, uns an seine Abmahnungen nicht kehren zu müßen, und traten den Weg dahin an. Zur Bewachung des Gezeltes ließ ich einen Unterofficier und dreizehn Seesoldaten zurük.

Als wir nun, nach angetretenem Marsche über einen kleinen Fluß gingen, ließen sich einige Enten sehn. Herr Banks that einen Schuß darunter, und traf drei Stük derselben. Dies jagte den uns begleitenden Eingebohrnen einen solchen Schrecken ein, daß die meisten von ihnen zu Boden stürzten, als wenn sie selbst getroffen wären. Sie erholten sich indeß bald wieder von ihrer Bestürzung; und wir sezten unsern Weg fort.

Wir waren indeß noch nicht weit gekommen, als wir selbst über den Knall einiger Muskenschüsse erschraken, die in der Gegend des Gezeltes zu fallen schienen. Wir gingen damals ziemlich einzeln, der eine hier der andere da; aber Owhah rief uns augenbliklich zusammen, und winkte mit der Hand, daß alle Indianer, die uns folgten, sich hinwegbegeben sollten, bis auf drei. Von diesen brach gleich jeder vom nächsten Baume einen Zweig ab, und überreichte uns denselben zum Zeichen des Frie-

dens

dens auf ihrer Seite und vermuthlich auch, um uns zu bitten, daß wir solchen unserer Seits gleichfalls halten mögten. Wir hatten leider! nur zu viel Ursache zu besorgen, daß sich irgend ein Unheil zugetragen haben mögte; wir eilten also so schnell, wie möglich, nach dem Zelte zurük.

Als wir bei demselben anlangten, fanden wir von der Menge der Eingebohrnen, die wir daselbst zurükgelassen hatten, nicht einen einzigen mehr; und unsere Leute erzählten uns folgenden eben so verdrießlichen als traurigen Vorfall. Einer der Indianer hatte unversehens die Schildwache überrascht und ihr das Gewehr aus den Händen gerissen. Der kommandirende Unterofficier hatte hierauf — sey's aus Besorgniß größerer Gewaltthätigkeiten, oder aus muthwilligem Misbrauch seiner vor kurzen erst erlangten Gewalt und aus Mangel an menschlichem Gefühl — sogleich befohlen, Feuer zu geben; und sein unmenschlicher Befehl wurde von der Mannschaft leider! nur gar zu pünktlich befolgt. Sie feuerte unter den dikſten Haufen der fliehenden Menge, die aus mehr als hundert Menschen bestand. Selbst hiemit begnügten sie sich noch nicht; sondern als sie sahen, daß der Dieb noch nicht getroffen war, so verfolgten sie ihn besonders, und schossen ihn auf der Stelle nieder.

Wir empfanden über diese Unmenschlichkeit eben das, was der Leser dabei empfunden haben wird; aber das Unglük war nun einmal geschehn, und wir konnten es nicht mehr hintertreiben. Zu unserm

Troste erfuhren wir nachher, daß außer dem Diebe glüklicher Weise niemand sey getroffen worden.

Als Owhah, der uns nicht von der Seite gekommen war, beobachtete, daß seine Landsleute uns nunmehr gänzlich verlassen hatten: so brachte er einige wenige von denen, welche entflohen waren, wiewol mit Mühe, wieder zusammen, und stellte sie um uns her. Wir bestrebten uns, unsere Leute, so gut wir konnten zu rechtfertigen, und den Indianern zu bedeuten, daß man ihnen nie einiges Leid zufügen würde, so lange sie selbst uns kein Unrecht thäten. Jene gingen hierauf ohne das geringste Merkmal von Mistrauen oder Rachbegierde von uns weg; wir aber brachen das Gezelt ab, und kehrten, sehr misvergnügt über das, was vorgefallen war, an Bord des Schiffes zurük.

6.

Erbauung eines Forts. Besuche verschiedener Oberhäupter. Nachricht von der Musik der Eingebohrnen und von der Beisetzung ihrer Todten. Ein Beispiel von Edelmuth.

Am folgenden Morgen war der Strand ziemlich öde. Nur einige wenige von den Eingebohrnen ließen sich daselbst sehen; aber kein einziger derselben kam zu uns ans Schiff. Selbst Owhah, der bisher

her eine so treue Anhänglichkeit an uns bewiesen hatte, blieb aus. Dies ging uns vorzüglich nahe, und wir sahen daraus nur zu deutlich, daß unser Bestreben, die guten Leute zu beruhigen, vergeblich gewesen sey.

Da nun die Sachen jezt so mislich standen, so ließ ich das Schiff näher an die Küste hinziehen, und legte es dergestalt vor Anker, daß es den ganzen nordöstlichen Theil der Bai und insonderheit den Plaz bestreichen konnte, den ich zur Erbauung des Forts abgestochen hatte. Als wir hierauf gegen Abend noch ein wenig ans Land gingen, versammleten sich zwar die Eingebohrnen wieder um uns her; aber bei weitem nicht in so großer Menge, wie vorher. Sie verkauften uns indeß einige Kokosnüsse und andere Früchte, und schienen übrigens noch eben so freundschaftlich, als vormals, gegen uns gesinnt zu seyn.

Tages darauf starb, zu unser aller Leidwesen, Herr Buchan, ein wohlgesinnter, fleißiger und geschikter junger Landschafts- und Figurenmahler, den Herr Banks mitgenommen hatte, um durch ihn Vorstellungen von dieser schönen Insel und ihren Einwohnern verfertigen zu lassen. Er hatte schon vorher oft von der fallenden Sucht gelitten; jezt machte ein Gallenfieber seinem Leben ein Ende. Wir begruben seinen Leichnam mit aller der anständigen Feierlichkeit, welche unsere damaligen Umstände möglich machten, in den Fluthen des Oceans.

An eben diesem Tage statteten die beiden Oberhäupter Tubourai Tamaide und Tootahah ihren Gegenbesuch bei uns ab. Sie brachten zum Friedenszeichen diesmal nicht Zweige, sondern zwei ganze junge Plantanenbäume mit, und wollten nicht eher an Bord kommen, bis wir dieselben von ihnen angenommen hatten. Sie führten sich hierauf durch ein sehr willkommenes Geschenk bei uns ein, welches in einem Vorrathe von Brodfrucht und in einem ganz zugerichteten Schweine bestand. Lezteres war uns besonders angenehm; und wir beschenkten dafür von unserer Seite Jeden unserer vornehmen Wohlthäter mit einem Beil und einem Nagel. Gegen Abend gingen wir ans Land, und schlugen ein Gezelt auf, worin Herr Green und ich übernachteten, um eine astronomische Beobachtung anzustellen.

Am folgenden Tage nahm ich so viel Leute, als auf dem Schiffe enbehrt werden konnten, zu mir ans Land, und fing an, das Fort aufwerfen zu lassen. Ein Theil derselben mußte Schanzen graben, ein anderer Pallisaden und Faschinen *) zurichten. Die Eingebohrnen, die sich wieder häufig um uns her versammlet hatten, waren so weit davon entfernt, uns in unserer Arbeit zu stören, daß im Gegentheil viele von ihnen uns freiwilligen Beistand leisteten, indem sie die Pallisaden und Faschinen aus dem Walde, wo sie gehauen waren, dienstfertig herbei trugen. Wir brauchten aber auch die billige Vorsicht, nicht

*) Bündel Reisholz, deren man sich zu Schanzkörben, Ausfüllung der Gräben, u. s. w. bedient.

nicht eher etwas anzutasten, bis sie ihre Einwilligung dazu gegeben hatten.

An dem heutigen Tage konnte ich das Schifsvolk zum erstenmale mit Schweinfleisch bewirthen lassen. Auch hatten wir das Vergnügen, so viel Brodfrucht und Kokosnüsse zu erhalten, daß wir einen Theil derselben ungekauft zurüksenden, und den Indianern durch Zeichen andeuten mußten, daß wir auf die zwei folgenden Tage nichts mehr davon brauchen könnten. Das Geld, dessen wir uns an diesem Tage beim Einkaufe bedienten, bestand bloß in Glaskorallen. Eine einzige derselben wurde mit fünf bis sechs Kokosnüssen und mit eben so viel Stük von der Brodfrucht bezahlt.

Tages darauf stattete unser Freund Tubourai Tamaide Herrn Banks einen Besuch in seinem Gezelte ab, welches in dem Fort aufgeschlagen war. Er brachte nicht nur seine Familie, sondern auch das Dach eines Hauses, allerhand Baugeräthschaften zur Aufrichtung desselben, und mancherlei Hausgeräth mit. Was er damit wollte? Sich in unserer Nachbarschaft eine Wohnung aufschlagen, um desto öfterer und länger in unserer Gesellschaft seyn zu können. Dieser Beweis seiner Freundschaft und Gewogenheit machte uns viel Vergnügen.

Bald nach seiner Ankunft nahm er Herrn Banks bei der Hand, und gab ihm zu verstehn, daß er mit ihm in den Wald gehen mögte. Herr Banks hatte nichts darwider. Sie gingen also mit einander fort,

und kamen an einen Ort, wo man bereits das Wetterdach errichtet hatte, welches dem Tubourai zur einstweiligen Wohnung dienen sollte. Hier wickelte er einen Bündel hiesigen Zeuges auseinander, nahm zwei Kleider, eins von rothem Zeuge, das andere von sehr hübschen Matten heraus, und legte sie seinem Freunde Banks an. Dann führte er ihn wieder zurük nach dem Gezelte.

Bald nachher brachten ihm seine Bedienten etwas Schweinefleisch und Brodfrucht. Er machte sich über dieses Gericht her, und tunkte das Fleisch in Salzwasser, welches ihm statt aller Brühe diente. Nach der Mahlzeit legte er sich ohne Umstände auf Herrn Banks Bette und schlief ohngefähr eine Stunde lang.

Des Nachmittags führte seine Gemahlin Tomio uns einen schöngebildeten Jüngling von zwanzig und etlichen Jahren zu. Beide schienen ihm, wie ihrem Sohne zu begegnen; wir erfuhren aber nachmals, daß er es nicht war. Am Abend aber kehrte dieser Jüngling und eine andere Standesperson, die uns ebenfalls besucht hatte, nach der westlichen Gegend zurük. Tubourai hingegen und seine Gemahlin, verfügten sich nach ihrem im Walde gelegenen Wetterdache.

Der Schifsarzt Monkhouse, der an diesem Abend einen Spaziergang gemacht hatte, erzählte uns bei seiner Zurükkunft, daß er den Leichnam des vor einigen Tagen erschossenen Mannes, in Tuch

gewickelt

gewickelt und auf einer Baare liegend angetroffen habe. Die Baare habe auf Pfosten geruhet und wäre oberhalb mit einem Dache versehen gewesen. Neben dem Körper hätte er einige Kriegsgewehre und andere Sachen liegen gesehn, an deren genauerer Untersuchung er durch den unausstehlichen Gestank des Leichnams wäre gehindert worden. Er fügte hinzu, er habe noch zwei andere Behältnisse von der nämlichen Art gesehn, in deren einem die Gebeine eines menschlichen Körpers gewesen wären, und schon lange daselbst gelegen haben müßten, weil sie schon ganz ausgetrocknet waren. Wir erfuhren in der Folge, daß dies die gewöhnliche Art sey, wie sie ihre Todten beizusetzen pflegen.

Die Erzählung des Herrn Monkhouse hatte meine Neugierde erregt. Ich ging also von einigen Andern begleitet, nach dem Orte hin, um alles selbst in Augenschein zu nehmen. Wir fanden den Schuppen, unter welchem der Leichnam lag, nahe bei dem Hause, worinn der Mann bei seinem Leben gewohnt hatte; und einige andere dergleichen Todtengerüste lagen in einer kleinen Entfernung. Der Schuppen selbst war ohngefähr 15 Fuß lang, 11 Fuß breit und von verhältnißmäßiger Höhe. Das eine Ende war ganz offen; das andere nebst den zwei Seiten, war zum Theil mit einem geflochtenen Zaun eingefaßt. Der Boden der Baare, worauf der Körper lag, war mit Matten ausgeschlagen, und ruhete auf vier Pfosten, ohngefähr fünf Fuß hoch über der Erde.

Der Leichnam selbst war zuerst mit einer Matte, und über dieser mit einem weissen Tuche bedekt. Neben bei lag eine hölzerne Keule, und beim Haupte des Todten standen zwei Schalen von Kokosnüssen, deren man sich hier zu Schüsseln und Trinkgeschirren bedient. Am andern Ende war ein Bündel grüner Blätter an einige dürre Zweige gebunden, in die Erde gestekt; daneben lag ein Stein, ohngefähr von der Größe einer Kokosnuß; und noch etwas weiter hin hatten sie eins von den jungen Plantanenbäumchen, deren man sich zu Friedenszeichen bedient, hingestellt, und eine steinerne Axt daran gelegt.

An dem offenen Ende des Schuppens hing eine große Menge aufgereiheter Palmnüsse; und außerhalb desselben war der Stamm eines ohngefähr fünf Fuß hohen Plantanenbaums aufrecht in den Boden gestekt und auf dem obern Ende desselben eine Kokosschaale voll frischen Wassers hingestellt.

An dem einen der vier Pfosten hing ein kleiner Sak, in welchem wir einige wenige Stücke gerösteter Brodfrucht fanden, welche nach und nach mußten hinein gelegt seyn; denn einige derselben waren noch frisch, andere aber schon älter.

Dies alles muß dem jungen Leser freilich lächerlich vorkommen, weil ein todter Körper weder Speise und Trank, noch Waffen oder sonst etwas nöthig hat oder zu gebrauchen im Stande ist. Allein wir müßen dabei erwägen, daß unsere eigene Thorheit, den Leichnamen unserer Verstorbenen allerlei

kostbare

kostbare Zeuge und Sachen mit in die Erde zu geben und einen großen Aufwand bei und nach ihrer Beerdigung zu machen, nicht um ein Haar breit kleiner oder weniger lächerlich ist. Indeß beweiset diese allgemeine, selbst bei den rohesten Wilden herrschende Gewohnheit, die Todten mit solchen Sachen, welche nur die Lebendigen zu brauchen wissen, zu versorgen, doch so viel, daß der Glaube an die Unsterblichkeit des innern Menschen beim Tode des äußern, der menschlichen Seele von ihrem Schöpfer selbst eingeprägt seyn müße, weil er sich, so wie der Glaube an eine Gottheit, bei allen Menschen unter allen Zonen findet, deren Vernunftfähigkeit sich nur einigermaßen zu entwickeln angefangen hat. Und in dieser Betrachtung muß uns selbst das Lächerliche und Abgeschmakte in den Todtengebräuchen dieser Leute, als ein Merkmal ihrer Ueberzeugung von der Unsterblichkeit des menschlichen Geistes, ehrwürdig seyn. —

Als wir uns dem Leichname näherten, sahe man den uns begleitenden Indianern die Verlegenheit an, worin sie dabei geriethen. Mit sichtbarer Unruhe hielten sie sich die ganze Zeit über, da wir unsere Beobachtungen darüber anstellten, in der Ferne; und sie schienen recht froh zu seyn, als wir endlich wieder hinweg gingen. Vermuthlich sind diese Plätze ihnen ein Heiligthum; und sie besorgten vielleicht, daß wir irgend etwas daselbst vornehmen mögten, welches dieser geglaubten Heiligkeit des Orts zuwider wäre.

Man fing nunmehr an, auf dem Platze vor unserm Fort täglich einen ordentlichen Markt zu halten. Wir wurden mit allem reichlich versehn, nur nicht mit Schweinefleisch. Tubourai war unser beständiger Gast, und ahmte unsere Manieren so sorgfältig nach, daß er sogar sich eines Messers und einer Gabel, und zwar mit ziemlicher Geschiklichkeit bedienen lernte.

Unser Aufenthalt am Lande würde nun gar nicht unangenehm gewesen seyn, wenn wir nur nicht unaufhörlich von den Fliegen wären gequält worden. Besonders wurde der Mahler, Herr Parkinson, der die zur Naturgeschichte gehörigen Gegenstände abbilden sollte, dadurch fast gänzlich gehindert, etwas zu Stande zu bringen. Denn sie bedekten nicht nur den Gegenstand, den er abbilden wollte, so daß er nichts davon sehen konnte; sondern sie fraßen auch sogar die Farben vom Papier eben so geschwind wieder weg, als er sie auftragen konnte.

Bei einem Besuche, den Tootahah bei uns abstattete, gab er uns eine Probe von der Musik dieses Landes. Vier Personen spielten auf Flöten, die nur zwei Tonlöcher hatten und folglich mit den halben Tönen nur vier Noten angeben konnten. Das Sonderbarste dabei war, daß der Tonkünstler, anstatt sie an den Mund zu halten, mit dem einen Nasenloche hineinblies, indem er das andere mit dem Daumen zuhielt. Zu diesem Instrumente sangen vier andere Personen, und beobachteten den

Takt sehr genau: allein während des ganzen Concerts ward immer ein und eben dasselbe Stük gespielt.

Verschiedene von den Eingebohrnen brachten uns Beile, die sie von der Mannschaft des Delphins bekommen hatten, und ersuchten uns, solche zu schleifen und auszubessern. Unter diesen befand sich eins, welches uns Anlaß zu vielem Nachsinnen gab. Es war nämlich von französischer Arbeit, und wir konnten lange nicht begreifen, wie es hierher gekommen sey. In der Folge ward uns das Räthsel gelöset; denn wir erfuhren, daß nach der Abreise des Delphins und vor unserer Ankunft, ein französisches Schiff unter den Befehlen des Herrn von Bougainville hier gewesen war.

Eines Tages, da die Herrn Banks und Solander eine kleine Lustreise ins Land gemacht hatten, begegnete ihnen bei ihrer Rükkehr unser Freund Tubourai mit seinem weiblichen Gefolge. Die Freude dieser guten Leute bei dieser unvermutheten Zusammenkunft war so groß, daß ihnen die Thränen aus den Augen stürzten, und daß sie eine ganze Zeitlang weinten, ehe sie ihre Empfindungen zu mäßigen wußten. Aehnliche Beweise ihrer weichen und empfindsamen Gemüthsart, die sich bei jeder Gelegenheit durch einen Thränenguß äußerte, gaben sie uns in der Folge mehr.

An diesem Abend liehe Herrr Solander einem Frauenzimmer aus der Familie des Tubourai sein Messer, und erhielt es nicht wieder. Auch Herr

Banks vermißte am folgenden Morgen das seinige. Bei dieser Gelegenheit muß ich allen Ständen und beiden Geschlechtern dieses Volks das Zeugniß geben, daß sie die größten Diebe auf Erden sind. Gleich am ersten Tage unserer Ankunft waren diejenigen, welche uns an Bord besuchten, schon sehr geschäftig, alles, was sie nur habhaft werden konnten, zu entwenden. Sie mauseten alles weg, was sie nur verbergen konnten, und sogar die Glasscheiben waren nicht sicher vor ihnen; denn sie nahmen wirklich gleich das erstemal zwei davon mit sich fort. Außer dem Tootahah war Tubourai Tamaide der einzige, der sich dieses Lasters bis dahin noch nicht schuldig gemacht hatte. Jezt schien auch Er der Versuchung dazu nachgegeben zu haben.

Herr Banks vermuthete nämlich mit einiger Wahrscheinlichkeit, daß Er es sey, der ihm sein Messer gestohlen habe, und sagte es ihm auf den Kopf zu. Tubourai läugnete die That, und blieb dabei, daß er nicht das geringste davon wisse. Herr Banks betheuerte dagegen, daß er das Messer wieder haben wolle, es mögte nun er oder ein anderer es genommen haben. Diese nachdrükliche Erklärung that ihre Wirkung. Einer von den Anwesenden Eingebohrnen zog einen Lappen hervor, in welchen drei Messer sehr sorgfältig eingewickelt waren. Eins davon war dasjenige, welches Doktor Solander dem Frauenzimmer geliehen hatte; ein anderes gehörte mir, und wem das dritte gehören mogte, wußte man nicht.

Tubourai kam damit zu mir nach dem Gezelte gelaufen, und gab das eine Messer mir, das andere Herrn Solander zurük. Hierauf fing er an, Herrn Banks Messer an allen Orten und in allen Winkeln zu suchen, wo er es nur jemals hatte liegen sehen. Nach einiger Zeit merkte einer von Herrn Banks Bedienten, wonach der Indianer suche, und holte sogleich das Messer seines Herrn herbei, welches er den Tag zuvor weggelegt hatte.

Als der gute Tubourai solchergestalt gerechtfertiget und seine Unschuld erwiesen war, gerieth er in die äußerste Gemüthsbewegung, die er nicht bloß durch Blicke und Gebehrden, sondern auch durch Thränen ausdrükte. Er sezte sich das Messer an den Hals, und gab durch Zeichen zu verstehn, daß, wenn er jemals einer solchen That, als man ihm so eben habe aufbürden wollen, schuldig befunden würde, er sich die Kehle wolle abschneiden lassen.

Hierauf rannte er aus der Verschanzung und hin zu Herrn Banks, mit einer Miene, die diesem seinen Argwohn strenge verwies. Diesen schmerzte sein Irrthum recht sehr, und er bemühete sich, die Beleidigung durch Freundlichkeit und kleine Geschenke wieder gut zu machen. Und zur Ehre des Indianers sey es gesagt, er vergaß das ihm angethane Unrecht augenbliklich und blieb nach wie vor Herrn Banks ergebener Freund!

Ein Beweis von der ursprünglichen Güte der rohen, durch fehlerhafte gesellschaftliche Einrichtungen noch nicht verderbten menschlichen Natur. Der Indianer hatte die ganze Schmach des ihm angethanen Unrechts tief gefühlt — dies bewies seine heftige Gemüthsbewegung — aber er war zufrieden, sich gerechtfertiget zu sehn, und dachte nicht auf Rache. Die Beleidigung schien vielmehr aus seinem Gedächtniß ausgelöscht zu seyn, sobald er nur bemerkte, daß man Reue darüber empfand. Ein nachahmungwürdiges Beispiel für uns alle!

7.

Einige Begebenheiten, woraus man den Gemüthscharakter der Eingebohrnen erkennen kann. Erste Zusammenkunft mit der Oberea, welche Capitain Wallis für die Königin der Insel hielt. Einige Vorfälle.

Eines Tages, da Tubourai Tamaide uns mit dreien seiner Hausdamen und einem seiner Freunde besuchte, ließen wir sie zu Mittage mit uns speisen; und lernten bei dieser Gelegenheit in dem gedachten Freunde einen Fresser kennen, wie uns noch keiner vorgekommen war. Gegen Abend verließen sie uns, aber es währte nicht lange, so kam Tubourai und zwar sehr entrüstet zurük, ergriff Herrn Banks hastig beim Arm, und gab ihm durch Zeichen zu verstehn, daß er ihm folgen mögte. Dieser, welcher immer

immer bereit war, seinen indianischen Freunden zu Gefallen zu leben, that sogleich was er verlangte, und beide gingen hurtig nach dem Walde.

Nicht lange, so kamen sie an einen Ort, wo sie den Schifsfleischer mit einer Sichel in der Hand fanden. Hier stand Tubourai still, und suchte Herrn Banks unter wüthenden Gebehrden verständlich zu machen: dieser Mann habe gedroht oder gar versucht, seiner Gattin mit der Sichel die Kehle abzuschneiden.

Herr Banks bedeutete ihm hierauf, daß, wenn er die Wahrheit seiner Anklage erweislich machen könne, der Mann dafür gezüchtiget werden sollte. Diese Versicherung besänftigte ihn; und er suchte nunmehr durch Zeichen zu beschreiben, wie die Sache sich zugetragen habe. Der Mensch habe nämlich Lust zu einem seiner steinernen Beile bekommen, und habe dasselbe seiner Gattin für einen Nagel abkaufen wollen. Diese aber habe sich geweigert, es zu verkaufen. Darauf habe er es ihr weggenommen, ihr einen Nagel dafür hingeworfen, und gedrohet, daß er ihr die Kehle abschneiden würde, wenn sie nicht sogleich darein willigte. Zum Beweise, daß die Sache sich wirklich so verhalte, wurde das Beil und der Nagel vorgezeigt, und der Fleischer konnte zu seiner Verantwortung so wenig hervorbringen, daß man keine Ursache hatte, die Wahrheit der Beschuldigung in Zweifel zu ziehen.

Herr Banks berichtete mir diesen Vorfall, und ich beschloß denselben zu nutzen, um sowol den Indianern, als auch meinen Leuten ein Beispiel von vergeltender Gerechtigkeit zu geben. Ich wartete hierzu die Zeit ab, da Tubourai mit seinen Weibern und verschiedenen andern Indianern zu uns an Bord kam. Jezt ließ ich den Fleischer aufs Verdek rufen; hielt ihm seinen Frevel vor, und da er sich nicht zu rechtfertigen wußte, so befahl ich, ihn nach Verdienst zu züchtigen.

Die Indianer sahen mit stiller und ernsthafter Aufmerksamkeit zu, wie er ausgezogen und angebunden ward. Sobald er aber den ersten Streich empfing, legten sie sich sehr eifrig ins Mittel, und baten auf das dringendste, daß ihm die Strafe mögte erlassen werden. Darein konnte ich aber aus mehr als einem Grunde nicht willigen; man fuhr also fort, dem Kerl die ihm zuerkannte Zahl von Prügeln zu reichen; und die Indianer wurden so bewegt, daß sie ihr Mitleiden durch heiße Thränen an den Tag legten.

So waren sie, gleich Kindern, bei jeder Gelegenheit mit Thränen da, wenn eine oder die andere heftige Leidenschaft in ihnen aufstieg: aber ihre Thränen schienen auch, wie die der Kinder, eben so leicht wieder vergessen, als vergossen zu seyn. Davon kann folgender Vorfall ein merkwürdiges Beispiel abgeben.

Eines frühen Morgens, noch vor Anbruch des Tages, kam eine große Anzahl von ihnen ans Fort herab. Da man unter andern Frauenzimmern auch die Terapo, eine von Tuponrai's Hausweibern, darunter bemerkte: so gieng Herr Banks ihr entgegen, um sie herein zu führen. Er bemerkte, daß ihr Thränen in den Augen standen, und sobald sie sich innerhalb des Forts befand, stürzten ihr dieselben stromweise aus den Augen. Er erkundigte sich sehr sorgsam nach der Ursache ihrer Betrübniß; allein statt ihm zu antworten, zog sie einen spitzigen Seehundszahn hervor, und stieß sich denselben sechs oder siebenmal sehr heftig in den Kopf, so, daß das Blut davon mit Gewalt hervorquoll. Sie redete dabei sehr laut, aber in einem höchst traurigen Tone, ohne im mindesten auf das zu achten, was Herr Banks zu ihrer Beruhigung sagte oder vornahm. Die andern Indianer waren bei diesem sonderbaren Schauspiele ungemein aufgeräumt; sie plauderten und lachten die ganze Zeit über, ohne sich an ihren Jammer auch nur im mindesten zu kehren.

Dies alles kam Herrn Banks sehr seltsam vor; noch seltsamer aber das fernere Betragen der Dame selbst. Denn kaum war das Bluten vorüber, so sahe sie mit lächelnder Miene empor, und fieng an einige kleine Streifen Tuch aufzulesen, die sie vorher hingeworfen hatte, um das Blut darauf aufzufangen. Mit diesen blutgefärbten Streifen gieng sie nach dem Strande, und warf sie mit vieler Sorgfalt zerstreut in die See. Hierauf sprang sie in den Fluß, wusch sich am ganzen Leibe, und kehrte als-

dann so aufgeräumt und munter, als ob ihr nichts wiederfahren wäre, nach dem Gezelte zurük.

Die Ursache, welche sie zu jener grausamen Aeusserung ihres Schmerzes bewog, konnten wir nicht erfahren: wohl aber beobachteten wir in der Folge mehrmals, daß diese Art seinen eigenen Körper im Affekte zu mishandeln, etwas ganz gewöhnliches bei ihnen war. Dieser Gebrauch scheint seinen Grund in der Erfahrung zu haben, daß jeder Seelenschmerz durch heftige Körperschmerzen gelindert wird; und diese Beobachtung kann uns unter andern auch dazu dienen, die Weisheit und Güte unsers Schöpfers auch dadurch zu verehren, wie er uns durch den Tod aus diesem Leben abzufordern pflegt. Wäre es das Loos der Menschheit geworden ohne Krankheit und Schmerzen zu sterben: so würde der Tod etwas sehr furchtbares seyn, weil alsdann der Seelenschmerz über die bevorstehende Trennung von allen unsern Lieben, und von allem, was uns hieniden werth und wichtig war, uns mit seiner ganzen ungeschwächten Kraft überfallen und überwältigen würde. Nun aber wird diese bittere Empfindung durch das Gefühl der Körperschmerzen und durch das Hinschwinden unserer Kräfte so sehr geschwächt, daß man bei den meisten Sterbenden kaum noch eine Spur davon entdecken kann. Also gerade das, was uns den Tod, von fern gesehn, so furchtbar zu machen pflegt — nämlich Krankheit und Schmerzen — ist in der Stunde des Todes selbst das kräftige Mittel, wodurch die Güte unsers Schöpfers uns unempfindlich dafür zu machen weiß. Ich hoffe, daß

daß meine Leser mir diese Nebenbetrachtung zu Gute halten werden; und kehre nun wieder zu dem Faden meiner Erzählung zurük.

An eben dem Vormittage, da der jezt beschriebene Auftritt sich ereignete, langten in der Gegend unsers Forts Kähne über Kähne an, und das Gezelt wimmelte von Leuten beiderlei Geschlechts, die aus verschiedenen Gegenden der Insel hergekommen waren, um uns zu besuchen. Ich selbst hatte am Bord des Schiffes zu thun; aber Herr Mollineux, unser Schiffer, der zu denen gehörte, die schon auf dem Delphin hier gewesen waren, gieng ans Land. Sobald er in Herrn Banks Gezelt trat, fiel ihm ein indianisches Frauenzimmer in die Augen, die sehr ruhig mitten unter den andern da saß. Er hatte ihr kaum recht ins Gesicht gesehn, so erkannte er sie wieder für diejenige, welche man bei seinem vorigen Hierseyn, für die Königin der Insel gehalten hatte. Der Leser wird sich ihrer aus der Reise des Capit. Wallis erinnern. Ihr Name war Oberea.

Auch ihr war es sofort erinnerlich, daß sie Herrn Mollineux schon ehemals gesehn hatte; und weil sie damals eine so vorzügliche Rolle gespielt hatte: so waren jezt aller Augen auf sie gerichtet. Sie schien ohngefähr vierzig Jahr alt zu seyn, und war lang von Statur, weiß von Hautfarbe, und in ihren Blicken fand man etwas Geistreiches und Empfindsames.

Sobald man ihren Stand wußte, erbot man sich, sie an Bord des Schiffes zu führen. Sie nahm dieses Anerbieten gern an; und so brachte man sie, nebst zwei Männern und verschiedenen Frauenspersonen, die insgesamt zu ihrer Familie zu gehören schienen, zu mir ans Schiff. Ich empfieng sie mit allen möglichen Ehrenbezeugungen, und überhäufte sie mit Geschenken, unter welchen eine Kinderpuppe der durchlauchtegen Dame die meiste Freude machte.

Nachdem sie eine kleine Weile bei uns zugebracht hatte, begleitete ich sie ans Land zurük. Hier machte sie mir ein Geschenk mit einem Schweine und mit verschiedenen Bändeln von Plantanen. Die leztern ließ sie, indem wir nach dem Fort wanderten, in einer Art von Procession vor uns hertragen, von welcher sie und ich den Beschluß machten.

Auf unserm Wege begegnete uns Tootahah, der, allem Ansehen nach, damals die höchste Befehlshaberstelle bekleitete. Diesem schienen die Ehrenbezeugungen, die wir der Dame erwiesen, gar nicht zu gefallen; und als sie vollends ihre Puppe hervorzog, wurde er in so hohem Grade eifersüchtig, daß ich, um ihn zu besänftigen, für rathsam hielt, ihm gleichfalls eine zu schenken. Er zog dieses Geschenk dem eines Beiles bei weitem vor. Aber in diesem hohen Werthe erhielten unsere Puppen sich nicht lange; denn nach einigen Tagen, da man mehrere derselben ausgetheilt hatte, wurden sie durchgehends für eine unbedeutende Kleinigkeit gehalten.

Wir wollten die Dame Oberea mit uns speisen lassen, aber man konnte sie dazu nicht bewegen. Die nämliche Zurückhaltung in Ansehung unserer Speisen beobachteten alle hiesige Frauenspersonen. Die uns besuchenden Männer aßen ohne Bedenken mit uns, aber nie gelang es uns, eins ihrer Frauenzimmer zu bewegen, von unsern Speisen auch nur einen Bissen anzurühren; ohngeachtet sie zuweilen in das Zimmer der Bedienten giengen und sich da sehr wohl schmecken liessen, was sie vorfanden. Den eigentlichen Grund dieses seltsamen Betragens haben wir nie erforschen können.

Am folgenden Morgen legte Herr Banks einen Besuch bei der Oberea ab; fand aber, da er ankam, daß sie noch nicht aufgestanden war. Es währte indeß nicht lange, so erschien sie, und zwar mit einem Kleide von indianischem Zeuge, welches sie ihm, zum Zeichen ihrer besondern Gewogenheit, anlegte. Nachher begleitete sie ihn nach dem Fort.

Gegend Abend nahm Herr Banks einen Spaziergang nach der Hütte seines Freundes Touburai Tamaide vor. Er war nicht wenig befremdet, sowohl diesen Mann selbst, als auch seine Familie in der äußersten Betrübniß vorzufinden. Sie saßen schweigend und weinend da; und Herrn Banks Bemühung, die Ursache ihres Kummers zu erforschen, war umsonst. Dieser Umstand gab uns Anlaß zu allerhand Vermuthungen. Einige unter uns erinnerten sich von Owhaw gehört zu haben, daß wir innerhalb vier Tagen unser grobes Geschüz brauchen

chen würden. Da nun von der Zeit an, da er dies vorausgesagt hatte, heute eben der dritte Tag zu Ende gieng: so gerieth man auf die Vermuthung, daß die Eingebohrnen vielleicht etwas Feindseliges im Schilde führten, welches sie morgen ausführen wollten.

Diesem Argwohne zufolge ordnete ich an, was die Vorsicht rathsam machte. Die Schildwachen wurden verdoppelt, wir selbst schliefen unter den Waffen, und es ward die Nacht über fleißig patrouillirt. Es blieb indeß alles ruhig.

Um zehn Uhr des folgenden Morgens kam Tomio, eine von des Tubourai Frauenspersonen, mit ängstlicher und trauriger Miene herbei gerannt, nahm Herrn Banks, an den sie sich in jeder Verlegenheit zu wenden pflegte, beim Arme, und gab ihm zu verstehen, daß Tubourai an etwas, was unsere Leute ihm zu essen gegeben hätten, sterben wolle; und so zog sie ihn, um Hülfe bittend, mit sich fort.

Als sie bei der Hütte ankamen, fand Herr Banks seinen indianischen Freund, den Kopf an einen Pfosten gelehnt, äußerst niedergeschlagen und schwach. Seine Hausgesellschaft gab durch Zeichen zu verstehn, daß er sich erbrochen habe, und man brachte ein sehr sorgfältig eingewickeltes Blatt herbei, welches, ihrer Aussage nach, etwas von dem Gifte enthalten sollte, woran der arme Tubourai sterben müßte. Herrn Banks untersuchte das, was in dem

zusammengewickelten Blatte enthalten war, und fand, daß es nichts anders, als gekäueter Tabak war. Der Indianer hatte gesehn, daß die Matrosen und Seesoldaten dergleichen in den Mund zu stecken pflegten; hatte es für etwas Esbares gehalten, sich etwas davon ausgebeten und hinuntergeschlukt.

Während dieser Untersuchung machte der Kranke eine jämmerliche Miene, welche zu sagen schien: es sey mit ihm vorbei! Allein sobald Herr Banks sich von der Ursache seines Uebelbefindens vollkommen überzeugt hatte, verordnete er ihm, reichlich Kokosnußmilch zu trinken; welches denn auch bald die erwünschteste Wirkung hervorbrachte. Der Kranke genas; und er brachte den Rest des Tages ungemein aufgeräumt und fröhlich in unsrer Gesellschaft zu. —

Nach dem Muster eines Beils, welches diese Insulaner, in Ermangelung alles Metalls, aus Stein verfertigen, und wovon Capitain **Wallis** eins mit nach England brachte, hatte man ein Beil von Eisen verfertigen lassen und mir mitgegeben, um ihnen zu zeigen, wie viel besser, als sie, wir auch solche Dinge zu machen wüßten, worinn sie selbst Meister zu seyn glaubten. Bis dahin hatte ich dieses Auftrages vergessen. Als aber eines Tages **Tootahah** mich an Bord besuchte, und eine große Begierde äußerte, zu sehen, was in jeder Küste und in jeder Schublade meiner Kajüte enthalten wäre: so schloß ich ihm eine nach der andern auf. Gleich Kindern, die alles, was sie sehen, zu haben wünschen, bekam er bald zu diesem, bald zu jenem Lust,

und rafte alles, was ich ihm schenkte, auf einen Haufen zusammen. Jezt kam die Reihe an das erwähnte Beil. Kaum hatte er die Augen darauf geworfen, so erhaschte er es mit der größten Begierde; warf alles andere, was er schon eingesammelt hatte, weg, und fragte mich: ob ich ihm nicht dieses schenken wollte? Ich willigte gern darein; und augenbliklich rafte mein entzükter Gast sich auf, und lief damit, gleichsam als wenn er besorgte, daß es mich wiederum gereuen möchte, von dannen.

An eben dem Tage besuchte mich ein anderer von ihren Anführern, der wenige Tage vorher zu Mittage mit mir gespeiset hatte. Ich hatte bei diesem Manne wahrgenommen, daß er sich bei der Mahlzeit von seinen Weibern, wie ein kleines Kind, ordentlich füttern ließ. Diesmal kam er ohne dieselben, und ich hofte daher, daß er sich würde gefallen lassen, allenfalls selbst Hand anzulegen. Aber darinn hatte ich mich geirrt. Denn als die Mahlzeit aufgetragen war, und mein vornehmer Gast Plaz genommen hatte, ließ er die Speisen, die ich ihm vorlegte, unangerührt liegen, und saß unbeweglich da. Ich nöthigte ihn, zuzulangen und vorlieb zu nehmen: allein umsonst: Er blieb, wie eine Bildsäule, unbeweglich sizen. Vermuthlich würde er lieber hungrig weggegangen seyn, als mit eigener Hand einen Bissen anzurühren, wenn ich nicht am Ende einem meiner Leute befohlen hätte, ihm die Bissen in den Mund zu stecken.

Wir erfuhren in der Folge, daß die hohen Standespersonen unter diesen Indianern es immer so zu halten pflegen: weil die Etikette ihres Landes ihnen verbietet, bei der Mahlzeit selbst Hand anzulegen. Ein lächerlicher Gebrauch! werden meine jungen Leser sagen. Aber was hat denn die Etikette bei uns eingeführt, was nicht auch lächerlich wäre!

8.

Ein Diebstahl von Wichtigkeit. Folgen desselben. Beschreibung eines indianischen Wettringens.

Da nunmehr die Zeit herannahete, daß diejenige astronomische Beobachtung, um derentwillen wir eigentlich hierher geschikt waren, angestellt werden mußte: so fiengen wir an, die Sternwarte zu errichten, und nahmen den Quadranten — ein astronomisches Werkzeug — nebst einigen andern Instrumenten, zum erstenmale mit ans Land. Diese Sachen wurden in das für mich bestimmte Gezelt gelegt, welches innerhalb des Forts aufgeschlagen war, und bei welchem eine Schildwache stand.

Als ich hierauf den nächsten Morgen mit Herrn Green hingieng, um den Quadranten zum gehörigen Gebrauch aufzustellen, fanden wir zu unserer unbeschreiblichen Bestürzung, daß er nicht mehr da war. Je unentbehrlicher uns dieses Instrument zur Errei-

chung des Hauptzweks unserer Reise war, desto mehr erschracken wir über die unerwartete Entwendung desselben. Es schien fast unmöglich zu seyn, daß ein Indianer es geraubt haben könne; der nächste Verdacht fiel also auf unsere eigenen Leute. Wir stellten die sorgfältigsten Nachforschungen und Untersuchungen an: allein vergebens! Wir sezten eine ansehnliche Belohnung für denjenigen aus, der uns dazu wieder verhelfen könnte: allein umsonst! Der Quadrant war und blieb verloren.

Herr Banks, der bei solchen Gelegenheiten weder Mühe noch Gefahren scheute, entschloß sich jezt, die Wälder zu durchstreifen, um zu versuchen, ob er dem Diebe, den man jezt nicht mehr umhin konnte unter den Indianern zu vermuthen, auf die Spur kommen könnte. Er machte sich also in Begleitung des Hrn. Greens und eines Unterofficiers auf den Weg.

Es währte nicht lange, so begegnete ihm sein Freund Tubourai Tamaide, den er von dem Vorfalle zu unterrichten suchte. Dieser verstand ihn augenbliklich, und machte mit drei Strohhalmen die Figur des Quadranten, zum Beweise, daß er ihn gesehen habe. Also hatte es wohl keinen Zweifel mehr, daß der Dieb ein Indianer war, und daß Tubourai ihn kannte. Nunmehr war keine Zeit zu verlieren. Herr Banks gab dem Tubourai zu verstehen, daß er augenbliklich mit ihm nach dem Orte gehen müsse, wohin das gestohlene Instrument gebracht worden wäre; und dieser war so-

gleich

gleich bereit dazu. Sie liefen also mit einander fort.

Tubourai erkundigte sich bei jeder Hütte, die sie unterwegens antrafen, nach dem Diebe, den er mit Namen nannte; und erhielt überall Nachricht, welchen Weg er genommen habe. Man hatte also von einem Orte zum andern Hofnung, ihn einzuholen; und das machte ihnen Muth, der unerträglichen Sonnenhitze und ihrer Abmattung ungeachtet, immer weiter vorzudringen.

So gelangten sie, bald gehend, bald laufend, zu einem Berge, der beinahe eine deutsche Meile von dem Fort entfernt lag. Sie erstiegen denselben; und nun zeigte ihnen ihr Führer eine, noch über eine halbe deutsche Meile entlegene Landspitze, mit dem Bedeuten, daß sie eher keine Hofnung hätten, das Instrument wieder zu bekommen, bis sie jenen Ort erreicht haben würden. Nun fieng man an, zu überlegen, ob es auch rathsam wäre, sich in eine so weite Entfernung vom Fort und ohne alle Bedeckung unsrer Leute zu wagen, die vielleicht nicht gesonnen seyn dürften, das Geraubte gutwillig zurük zu geben. Alle Waffen, die sie bei sich hatten, bestanden in zwei Pistolen, die Herrn Banks allezeit in der Tasche zu tragen pflegte. Dieser Umstand machte die weitere Verfolgung ihres Vorhabens sehr bedenklich. Da sie aber auch auf der andern Seite ihr Vorhaben unmöglich aufgeben konnten: so ward beschlossen, daß die Herren Banks und Green weiter gehn, der Unterofficier hingegen zu mir zurükkehren sollte,

sollte, um von mir zu verlangen, daß ich einige Mannschaft nachschicken möchte.

Sobald ich diese Nachricht erhielt, machte ich mich selbst auf den Weg, und nahm so viel von meinen Leuten mit, als ich für nöthig erachtete. Im Fort ließ ich Befehl zurük, daß man, bis zu unserer Heimkehr, auf alle Kähne, die in der Bai waren, Beschlag legen, den indianischen Eigenthümern aber alle Freiheit lassen sollte.

Die Herrn Banks und Green verfolgten indeß, unter Anführung des Tubourai, ihren Weg. Als sie auf der Stelle, die er ihnen gezeigt hatte, ankamen, fiel ihnen sogleich ein Kerl in die Augen, der ein Stük des Quadranten in der Hand hielt. Ihre Freude über diesen Anblik war ungemein groß. Sie standen still; und in einem Augenblicke hatte sich eine große Menge Indianer rings um sie her versammlet. Um dem Zudringen der Leute zu steuern, hielt Herr Banks für nöthig, ihnen eine seiner Pistolen zu zeigen. Dies that die gehofte Wirkung; sie wichen zurük, und hielten sich ruhig.

Indessen wuchs der Zulauf des Volks mit jedem Augenblicke. Herr Banks sahe sich daher genöthiget, einen Greis im Grase zu bezeichnen, und ihnen anzudeuten, daß sie sich außerhalb desselben halten sollten. Man gehorchte; und nunmehr ward das Gestohlene zurükgefordert. Auch diesem Befehle wurde Folge geleistet. Sowohl das Futteral, als auch die einzelnen Stücke des Quadranten wurden

herbei-

herbeigeschaft, und in die Mitte des Kreises gelegt. Der Dieb hatte alle diese kleinen Sachen in der Eile in eine Pistolenholfter gestekt, die Herr Banks für sein Eigenthum erkannte, und die ihm, nebst einer Reuterpistole, aus seinem Gezelte gestohlen war. Er forderte nun auch die Pistole zurük; und sie ward ihm sogleich herbeigebracht.

Bei Untersuchung der zurükgegebenen Theile des Quadranten fand man, daß, außer dem Gestelle, noch einige geringe Kleinigkeiten daran fehlten. Man verlangte auch diese zurük; allein die Indianer versicherten, daß der Entwender diese Stücke nicht bis hieher mit sich fortgeschleppt habe, und daß sie auf dem Rükwege nach dem Fort ausgeliefert werden sollten. Da Tubourai sich für die Wahrheit dieser Aussage verbürgte: so war man damit zufrieden, und kehrte froh über den glüklichen Ausgang zurük. Sie mochten ungefähr eine halbe Stunde gegangen seyn, als ich mit meinen Leuten ihnen begegnete. Wir freueten uns sämtlich über die Wiedererlangung des Quadranten, und wünschten uns Glük, daß dieser mißliche Vorfall keine schlimmere Folgen gehabt hatte.

Indeß so ganz ohne unangenehme Folgen blieb er doch nicht. Als nämlich Herr Banks mit seinem Freunde Tubourai beim Fort zurük kam, fand er zu seiner Befremdung eine Menge von Eingebornen, die in der äußersten Bestürzug und Angst sich um das Fort drängten. Er gieng eiligst hinein und fand — den Tootahah in Verhaft. Jezt ereignete sich ein

rüh-

rührender Auftritt. Tubourai Tamaide stürzte sich dem Gefangenen in die Arme, und in dieser zärtlichen Stellung brachen beide in die heftigsten Thränen aus, ohne ein Wort reden zu können. Die andern im Fort befindlichen Indianer weinten und schluchzten nicht minder, weil sie alle in der Meinung standen, daß ihr Oberhaupt, Tootahah, hingerichtet werden sollte.

In dieser traurigen Verfassung blieben sie bis zu meiner Ankunft, welche ohngefähr eine Viertelstunde darnach erfolgte. Der Anblik befremdete und rührte mich gleich stark. Ich fieng damit an, den Gefangenen, der ohne meinen Befehl in Verhaft genommen war, für frei zu erklären; und nun ließ ich mir erzählen, wie die Sache zugegangen wäre. Da erfuhr ich denn folgendes:

Als die Eingebornen mich mit bewafneter Mannschaft in den Wald marschiren sahen: so besorgten sie, es geschähe in der Absicht den begangenen Diebstal, wovon sie sahen, wie sehr er uns beunruhigte, auf eine schrekliche Weise zu ahnden. Erschrekt durch diese Vermuthung, fiengen sie an die Gegend des Forts mit allen ihren Habseligkeiten zu verlassen. Herr Gore, der heute statt meiner am Bord des Schiffes kommandierte, und der den Befehl hatte, keinen Kahn aus der Bai hinweg rudern zu lassen, sahe einen Doppelkahn abstoßen, und beorderte sofort ein Boot, ihn wieder zurükzubringen. Sobald dieses Boot sich dem Kahne näherte, sprangen die darinn befindlichen Indianer vor Schrecken ins

Meer,

Meer, um sich durch Schwimmen zu retten. Auch Tootahah befand sich unter ihnen. Er wurde aufgefangen, und Herr Gore, der meinen Befehl, niemanden in Verhaft zu nehmen, nicht recht verstanden hatte oder aus der Acht ließ, schikte den Tootahah sofort nach dem Fort; und Herr Hicks, der erste Lieutenant, welcher daselbst kommandirte, getraute sich nicht, ihn in Freiheit zu setzen, weil er ihm als ein Arrestant zur Verwahrung zugeschikt war. So hatte also der arme Mann, welcher nichts begangen hatte, bis zu meiner Zurükkunft dulden müssen, sich als einen Verbrecher behandelt zu sehen.

Der Wahn, daß wir ihn würden hinrichten lassen, hatte sich seiner so sehr bemächtiget, daß er nicht eher beruhiget werden konnte, bis man ihn auf meinen Befehl zum Fort hinaus ließ. Hier gab es nun abermals eine rührende Scene. Das Volk empfieng ihn, wie Kinder einen Vater unter solchen Umständen empfangen haben würden; ein jeder drängte sich heran, und fiel ihm in die Arme. Bei ihm selbst würkte die plözliche und starke Freude, wie sie gemeiniglich zu wirken pflegt; sie macht edel, großmüthig freigebig. Er wollte uns mit Gewalt ein Geschenk von zwei Schweinen aufdringen. Allein unser Selbstbewußtseyn sagte uns, daß wir diese Gunst schlecht an ihm verdient hätten; wir weigerten uns daher standhaft, diesen Beweis seines natürlich guten Herzens und seiner unverdienten Güte anzunehmen. Unser Protestieren half aber nichts; er ließ die Schweine da.

Dieser

Dieser unglükliche Vorfall hatte indeß einen schlimmen Eindruk bei den Indianern zurükgelassen, wie es sich am folgenden Morgen zeigte. Denn als die Herrn Banks und Solander an diesem Tage ihr gewöhnliches Amt, als Einkäufer auf dem Marktplatze versahen, kamen nur sehr wenig Eingeborne zum Vorschein, und diejenigen, welche sich noch einfanden, brachten keine Lebensmittel zum Verkauf mit. Tootobah schikte einige von seinen Leuten, um den angehaltenen Kahn abholen zu lassen, der ihm denn auch sogleich verabfolget wurde. Auch ein der Oberea zugehöriger Kahn war gestern angehalten worden; und auch sie schikte ihren Geschäftsmann, einen gewissen Tupia, um nachsehen zu lassen, ob man nichts daraus genommen habe. Es fand sich indeß das Gegentheil. Gegen Mittag ließen sich, den Gezelten gegen über, einige Fischerkähne sehn; allein man war nicht geneigt, uns etwas zu verhandeln. Schon fiengen wir an, an Kokosnüssen und Brodfrucht einen empfindlichen Mangel zu leiden.

Herr Banks bemühete sich die Sache wieder in ihr voriges Geleise zu bringen. Er durchstreifte daher die Wälder, und bemühete sich, durch freundlichen Umgang den Leuten wieder Liebe und Vertrauen gegen uns einzuflößen. Man war zwar überall sehr höflich gegen ihn, allein man beklagte sich bitter über die ihrem Oberhaupte wiederfahrenen Mishandlungen, der, ihrer Aussage nach, bei seiner Gefangennehmung geschlagen und bei den Haaren herumgezogen worden war. Dies wurde nun zwar von

von Herrn Banks geläugnet; allein mit völliger Gewißheit konnte weder er, noch ich, dafür stehen, daß unsere Leute sich nicht eine oder die andere Brutalität wirklich gegen ihn erlaubt hatten, ohngeachtet sie es nicht wollten an sich kommen lassen. Dem Tootahah selbst mochte es, bei ruhigerem Nachdenken gleichfalls einfallen, daß wir das Geschenk der Schweine schlecht um ihn verdient hätten; denn er schikte noch an eben dem Tage einen Boten, und ließ eine Axt und ein Hemde dafür fordern. Da mir bei dieser Botschaft sogleich angezeigt ward, daß er nicht gesonnen sey, in den nächsten zehn Tagen wieder zu uns zu kommen: so entschuldigte ich mich, daß ich ihm das Verlangte nicht eher geben könnte, als bis ich ihn selbst sähe. Ich hofte dabei, daß die Ungeduld ihn bewegen würde, seinen Unwillen zu unterdrücken, und wieder zu uns zu kommen.

Aber darinn hatte ich mich geirrt; er blieb aus, und, was noch schlimmer war, alle Arten von Lebensmittel, welche sonst auf den Markt gebracht wurden, blieben auch aus. Tootahah schikte zum andern male einen Boten, und ließ sich Axt und Hemde von neuem ausbitten; ich ließ ihm aber antworten, daß ich den nächsten Tag einen Besuch bei ihm abstatten und ihm das Verlangte mitbringen wollte.

An dieses Versprechen ließ er mich des folgenden Morgens frühe erinnern; und ich stieg daher mit den Herrn Banks und Solander ins Boot, und ließ uns nach der Gegend hinrudern, wo er seinen Wohn-

ort hatte. Dieser Ort war ohngefähr eine deutsche Meile von unserm Fort entfernt, und hieß in der hiesigen Landessprache Eparre.

Am Strande, wo wir aussteigen mußten, erwartete unser eine so große Menge Volks, daß wir Mühe gehabt haben würden, uns hindurch zu drängen, wenn nicht ein großer ansehnlicher Mann, der auf dem Kopfe etwas, einem Turban ähnliches, und in der Hand einen langen weissen Stab hatte, mit welchem er ganz unbarmherzig um sich schlug, Plaz für uns gemacht hätte. Dieser Mann führte uns zu dem Oberhaupte, indeß das Volk rings herum uns zujauchzte: Tajo Tootahah (Tootahah ist euer Freund!) Ihn selbst fanden wir, gleich einem Erzvater, unter einem Baume sizend, und um ihn her stand eine Anzahl ansehnlicher Greise. Ein ehrwürdiger Anblik! Er winkte uns, daß wir uns sezen sollten; und nun forderte er seine Axt. Ich überreichte sie ihm, zusamt dem Hemde, und fügte noch ein Oberkleid von englischem Tuche hinzu, das nach der Mode seines Landes gemacht und mit Zwirnband besezt war. Dies verursachte ihm die größte Freude. Er legte es sogleich an, und gab das Hemde dem Manne, der uns Plaz gemacht hatte.

Bald darauf fand sich auch Oberea, nebst verschiedenen andern Frauenzimmern von unserer Bekanntschaft ein, und sezte sich unter uns. Tootahah verließ uns von Zeit zu Zeit, kehrte aber jedesmal bald wieder zurük. Wir schrieben dies seiner Eitelkeit zu, und glaubten, es geschähe um dem

Volke seinen neuen Puz zu zeigen: aber wir thaten ihm Unrecht. Es geschahe nämlich, wie es sich nachher entwickelte, um die nöthigen Befehle zu unserer Bewirtung und zur Anordnung eines Festes zu geben, welches er unserntwegen anstellen wollte.

Als er zum leztenmale weggegangen war, wurde das Gedränge um uns her so stark, daß wir beinahe Gefahr liefen erstikt zu werden. Wir waren daher froh, als ein Bote kam, um uns zu melden, daß Tootahah an einem andern Orte auf uns wartete. Wir giengen dahin, und fanden ihn am Strande, in unserm eigenen Boote sitzend. Er nöthigte uns zu sich; und ließ uns dann ein Frühstük von Kokosnüssen und Brodfrucht bringen. Nicht lange, so kam ein zweiter Bote, der ihm etwas ansagte; worauf er mit demselben fortgieng, und uns kurz darauf ersuchen ließ, ihm zu folgen.

Man führte uns nach einem großen Platze, der mit einem Gitterwerk von Rohr umgeben war. Und hier wartete nun ein ganz neues Schauspiel auf uns, nämlich ein Wettringen. Am obern Ende des Platzes saß Tootahah selbst, und verschiedene von seinen vornehmsten Hofleuten waren neben ihm auf beiden Seiten so vertheilt, daß sie einen halben Kreis ausmachten. Diese waren die Richter des Kampfs, deren Beifall den Sieger krönen sollte. Für uns waren an jedem Ende des halben Kreises Sitze ledig gelassen; allein wir wollten nicht gern an einen gewissen Ort gebunden seyn, und mischten uns lieber unter die Zuschauer.

Jezt traten zehn bis zwölf Personen auf den Kampfplaz; und dies waren die Ringer. Sie waren unbekleidet, nur daß sie ein Tuch um den Unterleib gewickelt hatten. Der Anfang des Schauspiels wurde damit gemacht, daß sie gebükt und langsam in dem Kreise rund umher giengen, wobei sie die linke Hand auf die rechte Brust legten, und mit der flachen rechten Hand von Zeit zu Zeit auf das Vordertheil des linken Arms klatschten. Nachdem diese erste Ceremonie vorüber war, forderte ein jeder von ihnen seinen Gegner insbesondere dadurch heraus, daß er die Spitzen der Finger van beiden Händen an einander und auf die Brust legte, und zu gleicher Zeit die Ellbogen schnell auf- und abwärts bewegte. Derjenige, welcher die Herausforderung annahm, wiederholte die nämlichen Zeichen; und unmittelbar darnach begann bei ihnen der Kampf.

Dieser bestand darinn, daß einer den andern zu fassen suchte, und daß sie, wenn dieses geschehen war, ohne alle Kunst und Geschiklichkeit so lange mit einander rangen, bis der eine den andern rüklings niederwarf. Sobald dies geschehen war, ertheilten die Richter dem Sieger ihren Beifall, und zwar in einigen Worten, die sie in einer Art von Melodie hersangen und etlichemal wiederholten. Das versammelte Volk rief dem Ueberwinder gleichfalls in einem dreimaligen Freudengeschrei seinen Beifall zu. Und nun wurde eine Pause von etlichen Minuten gemacht, worauf der Kampf auf die nämliche Weise von einem andern Paare erneuert wurde. Geschahe es, daß keiner von beiden den andern nieder-

werfen

werfen konnte, so schieden sie nach einer kleinen Weile entweder von selbst oder auf Vermittelung ihrer Freunde von einander. Dann klatschte jeder von ihnen auf die vorbeschriebene Art auf seinen Arm, um entweder den nämlichen Gegner oder einen andern zu einem neuen Zweikampf herauszufordern. Während daß die Kämpfer rangen, führte eine andere Parthei von Manspersonen einen Tanz auf, der aber jedesmal auch nur eine Minute dauerte. Uebrigens achteten weder die Tänzer auf die Kämpfer, noch diese auf jene; sondern jede Parthei war lediglich für sich beschäftiget.

Das größte Vergnügen gewährte uns bei diesem Schauspiele das Betragen der Sieger und der Besiegten. Jene äußerten nicht die mindeste Eitelkeit oder Schadenfreude, diese nicht das mindeste Mißvergnügen. Alles gieng in vollkommener Eintracht und Freundschaft zu, und nichts unterbrach das aufgeräumte Wesen, welches durch die ganze Versammlung herrschte. Wahrlich eine musterhafte Aufführung, die von der gutmüthigen Sinnesart dieser Insulaner einen redenden Beweis giebt!

Nach geendigtem Schauspiele gab man uns zu verstehen, daß zwei Schweine und eine Menge Brodfrucht für unsere Mittagsmahlzeit zubereitet würden. Da wir jezt ziemlich hungrig gewesen waren, so hörten wir diese Nachricht gar nicht ungern. Allein ehe wir es uns versahen, hatte unser Wirth seinen Plan geändert; denn statt zweier Schweine ließ er nur eins zubereiten, und da es gebraten war, nach

unserm Boote tragen. Wir folgten ihm dahin, in der Meinung, daß wir die Mittagsmahlzeit an Bord einnehmen sollten. Aber auch diese Hofnung wurde vereitelt; denn da wir bei dem Boote angekommen waren, sagte Tootahah, daß er selbst uns nach dem Fort begleiten wollte, und daß wir das gebratene Schwein dort verzehren könnten. Ein fataler Umstand! Allein was war zu thun? Wir mußten uns nach seinem Willen bequemen, so dringend auch die Gegenvorstellungen waren, die unser Magen machte. Wir ruderten also zurük; und genossen endlich, da wir beim Fort angekommen waren, die für uns bestimmte Mahlzeit gemeinschaftlich mit ihm und dem Tubourai Tamaide, welche beide reichlichen Antheil daran nahmen.

9.

Fortgesezte Geschichte unsers Aufenthalts auf Otaheite. Freund Tubourai Tamaide fällt in Versuchung. Abentheuer bei einem, dem Tootahah abgestatteten Besuche.

Unsere Aussöhnung mit Tootahah hatte die glüklichsten Folgen für uns. Sie würkte wie ein Zaubermittel auf das Volk: denn von nun an brachte man uns wieder Lebensmittel in Menge; Vertrauen und Freundschaft waren wieder hergestellt, und alles ging nun wieder seinen gewöhnlichen Gang.

Nur

Nur daß man mit dem Schweinefleische noch immer so karg war! Wir schikten, um einen größern Vorrath davon zu bekommen, in Gegenden, welche von unserm Aufenthalte vier deutsche Meilen entfernt waren. Daselbst gab es auch wirklich Schweine und Schildkröten in Menge; aber man wollte uns weder jene noch diese überlassen, wir mochten auch dafür bieten, was wir wollten. Das Volk sagte: alles da herum gehöre dem Tootahah; und ohne dessen Erlaubniß dürfe man nichts veräußern. Dies flößte uns eine noch größere Meinung von der Macht und dem Ansehen dieses Mannes ein, als wir schon vorher von ihm hatten; und wir sahen daraus noch deutlicher, wie viel uns an der Freundschaft desselben gelegen seyn müsse. In der Folge erfuhren wir, daß er die Regierung dieses Theils der Insel für einen jungen Prinzen verwalte, den wir nie zu sehen bekamen, vermuthlich, weil sie ihn, als die wichtigste Person unter ihnen, an einem sichern Orte verwahrten.

Bisher hatten wir größtentheils mit Glaskorallen gehandelt, und das Nöthige dafür eingetauscht. Jezt fieng diese Münze an, ihren bisherigen Werth zu verlieren, weil zuviel davon in Umlauf gekommen war; und wir sahen uns daher genöthiget, nunmehr Nägel zu Markte zu bringen. Die kleinste Gattung derselben war ohngefähr vier Zoll lang; und für einen solchen Nagel kauften wir zwanzig Kokosnüsse und Brodfrucht in gleicher Proportion ein. Diese neue Münze wurde so begierig gesucht, daß wir in kurzer Zeit mit allen Arten hiesiger Lebensmittel wieder reichlich versorgt wurden.

 Wir

Wir hatten jezt unsern indianischen Freunden einen neuen und wichtigen Gegenstand ihrer Neubegierde verschaft; denn man hatte unsere Schmiede ans Land gebracht, und arbeitete fast unaufhörlich darinn. Das machte für Leute, welche die Bearbeitung des Eisens nie gesehen hatten, ein interessantes Schauspiel aus. Auch die Oberea wurde dadurch herbei gelokt. Sie erschien in Begleitung zweier ihrer Freunde, wovon der eine Obadi der andere Tupia hieß; und sie brachte uns ein Schwein und etwas Brodfrucht mit. Wir beschenkten sie dafür mit einem Beile. Sie zeigte uns hierauf so viel altes Eisen, als zur Verfertigung eines neuen Beiles hinreichend war, und bat uns ihr eins daraus machen zu lassen. Vermuthlich hatte sie dieses Eisen damals erhalten, als Cap. Wallis mit dem Delphin hier war. Da ich ihr vorjezt hierinn nicht willfahren konnte: so zog sie eine zerbrochene Axt hervor, und verlangte, daß ich ihr dieselbe möchte ausbessern lassen. Darein willigte ich sogleich; die Axt wurde ausgebessert, und die Dame schien sehr vergnügt darüber zu seyn.

Da wir jezt von Tage zu Tage vertrauter mit den Eingebornen wurden: so bemüheten sie sich auch unsere Namen zu merken, um uns auch nach diesen zu unterscheiden und uns dabei zu nennen. Allein wir fanden es schlechterdings unmöglich, sie dahin zu bringen, jeden dieser Namen so auszusprechen, wie er eigentlich klang, es sey nun, daß die von uns vorgebrachten Töne ihnen auf eine andere Weise ins Gehör fielen, als uns, oder daß ihre Sprachorgane

verschiedene Silben gar nicht auszudrücken vermogten. Mich z. B. (Cook) sprachen sie Tuti aus; Herrn Hicks, Hiti; dem Namen Mollineux entsagten sie ganz, weil sie gar keine Möglichkeit sahen, etwas davon aussprechen zu lernen. Man nannte ihnen hierauf seinen Taufnamen Robert, abgekürzt Bob, und daraus machten sie Boba. Herr Gore hieß ihnen Toarro; Doktor Solander, Torano; Herr Banks, Tapane; Herrn Green, Eteri, u. s. w. Man sieht hieraus, daß es diesen, an eine weiche Mundart gewöhnten Leuten, unmöglich fiel am Ende der Silben einen Mitlauter hören zu lassen, ohne einen Selbstlauter beizufügen. Einige von den Namen, die sie uns beilegten, mogten auch vielleicht bedeutende Wörter in ihrer Sprache seyn, die den ersten Eindruk anzeigten, den dieser oder jener von uns auf sie gemacht hatte. Wir schlossen dies unter andern aus dem Namen, den sie dem Schifsunterofficier Monkhousen gaben, welcher damals eben im Fort commandirte, als bei der Entwendung der Muskete der Thäter erschossen ward. Sie nannten diesen Mann Matte, welches in ihrer Landessprache tödten bedeutet.

Den 12ten Mai, also einen Monat nach unserer Ankunft bei dieser Insel, erhielten wir einen Besuch von einigen vornehmen Damen, die wir noch nie gesehen hatten, und die sich durch sehr sonderbare und lächerliche Ceremonien bei uns einführten. Ich bitte meine jungen Leser um Verzeihung, daß ich ihnen dieselben, ohngeachtet sie ins Unanständige fallen, erzählen muß, um ihnen ein auffallendes

Beispiel von dem Unterschiede zwischen den Sitten gebildeter und ungebildeter Menschen zu geben. Die Sache war diese.

Herr Banks war am Thore des Forts, um, wie gewöhnlich, der Handlung wahrzunehmen. Tootahah und einige andere Eingeborne, die uns heute besucht hatten, standen neben ihm. Da sahe man am Ufer der Bai einen doppelten Kahn landen, unter dessen Wetterdache ein Mann und zwei Frauenspersonen saßen. Der Kahn legte an, und die Gesellschaft stieg aus.

Diejenigen Indianer, welche bei Herrn Banks waren, winkten ihm, daß er den Fremden entgegen gehen möchte. Er that dies sogleich; aber da er sich den Fremden bis auf 30 Fuß genähert hatte, blieben jene stehn, und winkten, daß er es eben so machen möchte. Es geschahe; und hierauf legten sie ohngefähr ein halbes Dutzend junger Plantanenbäumchen und ein paar andere kleine Pflanzen auf die Erde nieder. Das Volk stellte sich alsdann von Hrn. Banks bis zu den Fremden in zwei Reihen hin und machte eine Gasse.

Nachdem dies geschehen war, brachte der Mann, der ein Bedienter der Damen zu seyn schien, sechs andere Plantanenbäumchen, eins nach dem andern, zu Herrn Banks hin, und sagte bei jedem einige Worte her. Tupia, der dabei stand, versahe das Amt eines Ceremonienmeisters, nahm die Zweige jedesmal an, und legte sie in Herrn Banks Boote

nieder, welches in dieser Gegend auf dem Lande stand.

Hiernächst brachte ein anderer Mann einen großen Ballen Tuchs, öfnete denselben, und breitete es Stükweise zwischen Herrn Banks und den Fremden auf dem Boden aus. Es waren neun Stük, davon er jedesmal drei über einander legte. Als dies geschehen war, trat das vorderste Frauenzimmer, welche die vornehmste zu seyn schien, auf das Tuch, hob ihre Kleider bis an die Hüften in die Höhe, und drehete sich in dieser unanständigen Stellung, mit der einfältigsten Miene von der Welt, dreimal herum; worauf sie die Kleider wieder fallen ließ. Der Mann legte hierauf drei andere Stücken Tuch über die ersten, und die Dame wiederholte die nämliche Ceremonie. Endlich wurden die drei lezten Stücke Tuch ausgebreitet; und sie machte es zum drittenmale, wie zuvor. Hierauf wurde das Tuch sogleich zusammengerollt, und Herrn Banks als ein Geschenk überreicht. Dann trat die Dame selbst mit ihrer Freundin näher, und begrüßte ihn durch einen Kuß. Er machte ihnen darauf ein Gegengeschenk; und nachdem sie sich ohngefähr eine Stunde bei uns aufgehalten hatten, begaben sie sich wieder hinweg.

Wir hatten schon mehrmals Gelegenheit gehabt, zu bewundern, daß die Bewohner dieser Insel von einem jeden gegen uns gemachten Anschlage durchgängig sogleich benachrichtiget zu seyn schienen: jezt ereignete sich ein Vorfall, der dieses von neuem bestätigte und unsere Verwunderung darüber vergrösserte.

ferte. Es war zur Nachtzeit eins von unsern Wasserfässern gestohlen, die an der äußern Seite des Forts aufgestellt standen; und des andern Morgens wußte jeder Indianer, daß es geschehen sey; ohngeachtet der Dieb allem Ansehen nach keinen zum Vertrauten dabei gemacht hatte. Denn alle wünschten, wie es schien, ganz aufrichtig, uns das Gestohlene wieder zu schaffen; aber sie wußten nicht, wo sie es suchen sollten. Tubourai benachrichtigte uns sogar, daß in der nächsten Nacht, noch ein zweites Faß gestohlen werden würde, wenn man nicht auf seiner Hut wäre; und um dieses zu verhindern ließ er sein eigenes Bette neben den Fässern aufschlagen. Wir verbaten indeß diese Fürsorge, und stellten eine Schildwache dabei. Während der Nacht gieng es denn auch wirklich, wie er voraus gesagt hatte; der Dieb stellte sich um Mitternacht richtig ein, kehrte aber wieder um, sobald er die Schildwache erblikt hatte.

Herr Banks sezte jezt auf seinen Freund Tubourai ein so großes Vertrauen, daß er ihn in seinem Zelte nach Belieben ein und ausgehen ließ, ohne ihm weiter auf die Finger zu sehen. Allein auch hier bestätigte sich zulezt das Sprüchwort: „daß Gelegenheit Diebe macht.“ Die bezaubernden Reize eines Korbes mit verschiedenen großen Nägeln würkten so stark auf ihn, daß er unter der Versuchung erlag. Unvorsichtiger Weise schlug er, nach verrichteter That, einen Theil seines Kleides, worunter er einen der gestohlenen Nägel verborgen hatte, zurük: und sein Vergehen war entdekt. Herr Banks sahe sogleich

gleich in seinem Korbe nach, und fand, daß von sieben Nägeln nur noch zwei übrig waren. Er sagte es ihm hierauf, wiewohl ungern, auf den Kopf zu, daß er die fehlenden gemauset habe; und jener gestand es auch gleich ein. Man verlangte also, daß er die Nägel zurükgeben sollte: allein er gab vor, sie wären schon nach seinem eigentlichen Wohnorte Eparre gebracht. Allein da Hr. Banks, der die Sache als etwas Wichtiges behandelte, vermuthlich um den Indianern eine Idee von dem Unrechte und von der Schändlichkeit des Diebstals beizubringen, zu drohen anfieng: so bequemte sich Tubourai, einen Nagel hervorzuziehn.

Man führte ihn hierauf in das Fort, um durch die Mehrheit der Stimmen ein Urtheil über ihn fällen zu lassen. Nach einer kurzen Berathschlagung fand man indeß für gut, ihm die Strafe zu erlassen. Damit es aber nicht scheinen möchte, als ob wir sein Verbrechen für ganz leicht ansähen: so zeigte man ihm an, daß die Sache zwar diesmal nicht geahndet werden sollte, aber nur unter der Bedingung, wenn er sich anheischig machte, die übrigen vier Nägel nach dem Fort zurük zu bringen. Er gieng diese Bedingung ein; allein es thut mir leid, hinzufügen zu müssen, daß er sein Versprechen nicht erfüllte. Anstatt die Nägel zu holen, zog er lieber noch desselben Abends mit seiner Familie von dannen, und nahm alle seine Geräthschaften mit sich.

Erst zehn Tage nachher ließ er sich zum erstenmale wieder bei uns sehn. Er schien etwas mißvergnügt

und furchtsam zu seyn; hielt es aber doch nicht für dienlich, unsere Freundschaft und Gunst durch Zurükgabe der vier Nägel zu erkaufen. Sowohl Herr Banks als auch die übrigen Herrn thaten sehr kalt und behutsam gegen ihn. Er hielt sich daher auch nicht lange bei uns auf, sondern gieng plözlich wieder weg.

In der Hofnung, einige Schweine auszuwirken, beschlossen wir noch einmal einen Besuch beim Tootahah abzulegen. Die Gesellschaft bestand aus den Herren Banks und Solander, drei andern und mir. Tootahah war unterdeß in eine weit entlegene Gegend gezogen, und wir konnten die Reise dahin nur halb zu Wasser machen. Es wurde daher fast Abend, ehe wir anlangten. Wir fanden ihn in seinem gewöhnlichen Staate, unter einem großen Baume sitzend, und von einer Menge Volks umgeben. Allda überreichten wir ihm unsere Geschenke, welche diesmal in einem Weiber-Unterrocke von gelben wollenen Zeuge und einigen andern Kleinigkeiten bestanden. Er geruhete, dieses Geschenk in Gnaden anzunehmen, und befahl dagegen, daß sogleich ein Schwein geschlachtet und zur Abendmahlzeit für uns zubereitet würde, mit dem Zusaz: daß wir morgen noch mehrere bekommen sollten. Da es uns aber mehr darum zu thun war, unsere Leute mit Lebensmitteln zu versorgen, als selbst zu schmausen: so bewogen wir ihn, das Schwein am Leben zu lassen, und nahmen bei der Abendmahlzeit mit den Früchten des Landes vorlieb.

Es wimmelte hier von Menschen, die zum Theil in dieser Gegend nicht zu Hause waren, sondern die der Aufenthalt des Tootahah hierher gelokt hatte. Unter diesen befand sich auch die Oberea mit ihrem Gefolge, nebst verschiedenen andern von unserer Bekanntschaft. Da die Nacht jezt einbrach, so sahe sich Jeder nach einem Nachtquartier um, weil die Menge der Leute so groß war, daß die Hütten und Kähne sie nicht alle fassen konnten. Oberea bot Herrn Banks ihren Kahn dazu an, und zeigte ihm einen Ort, wo er seine Kleider hinlegen sollte, damit sie ihm nicht gestohlen würden. Dieser folgte ihrem Rathe; sie selbst aber versprach die Kleider zu verwahren; und so schlief jener ruhig ein. Tootahah selbst hatte sein Nachtquartier hart neben ihm in einem andern Kahne genommen.

Gegen 11 Uhr wachte Herr Banks auf; und da er nicht wieder einschlafen konnte: so gieng er nach dem Orte, wo er seine Kleider hatte hinlegen müssen, um sich wieder anzukleiden; allein — sie waren weg. Er gieng hierauf zu der Schlafstätte der Oberea, wekte sie auf, und klagte ihr seine Noth. Diese erhob sich den Augenblik; ließ ein Licht anzünden, und machte in aller Eile die nöthigen Anstalten, um ihm wieder zu dem Seinigen zu verhelfen. Auch Tootahah erwachte darüber, sprang auf, und lief mit der Oberea fort, um den Dieb aufzusuchen. Herr Banks selbst konnte sie nicht begleiten; denn von seinem ganzen Anzuge war ihm fast nichts mehr, als die Beinkleider übrig geblieben, weil er sich, der großen Hitze wegen, aller andern Stücke

entle-

entlediget hatte. Auch seine Pistolen, sein Pulverhorn und verschiedene andere Dinge, die er bei sich gehabt hatte, waren fort.

Nach Verlauf von einer halben Stunde kamen seine vornehmen Freunde zurük; allein mit leerer Hand. Sie hatten weder den Dieb, noch das Gestohlene, ausfündig machen können. Jezt fieng ihm an, nicht wohl bei der Sache zu Muthe zu werden. Seine Kugelbüchse war ihm zwar geblieben; aber er hatte vergessen, sie zu laden. Wo wir andern unser Nachtquartier genommen hatten, war ihm unbekannt; er konnte also auf keinen Fall seine Zuflucht zu uns nehmen. Er hielt es indeß für rathsam, seine Besorgniß zu verbergen und sich ruhiger zu stellen, als er wirklich war. In dieser Absicht bezeugte er dem Tootahah und der Oberea seine Zufriedenheit über die Mühe, die sie sich gegeben hätten, und legte sich wieder nieder, indem er dem Tupia, dem Begleiter der Oberea seine Kugelbüchse übergab, und ihm auftrug, dafür zu sorgen, daß sie nicht gestohlen würde. Man kann sich indeß leicht vorstellen, daß sein Schlaf unter diesen Umständen wohl eben nicht der festeste gewesen sey.

Nicht lange nachher hörte er Musik, und sahe nicht weit von seinem Boote Lichter auf dem Lande. Es war ein nächtliches Concert, welches aus verschiedenen Trommeln, Flöten und Singestimmen bestand. Er hofte, daß unter der Menge von Menschen, welche von dieser Lustbarkeit herbeigelokt wurden, vielleicht auch wir andern uns befinden dürften;

also

also stand er auf und gieng dahin. Es gelang ihm, uns zu finden; lief halb nackend auf uns zu, und erzählte uns sein klägliches Abentheuer. Wir trösteten ihn durch die Nachricht, daß es uns allen nicht viel besser ergangen sey. Ich selbst nämlich war ohne Strümpfe, die man mir unter dem Kopfe weg gestohlen hatte, ohngeachtet ich gewiß wußte, daß ich gar nicht eingeschlafen war. Jeder von unsern Mitgefährten hatte von seinen Kleidungsstücken gleichfalls etwas eingebüßt.

So unvollständig indeß unser Anzug auch war, so wollten wir darum doch das Concert nicht versäumen. Dieses dauerte ohngefähr eine Stunde. Wir begaben uns hierauf wieder zu unsern Ruheplätzen; weil wir einhellig der Meinung waren, daß sich jezt nichts vornehmen ließe, um unsere Sachen wieder zu bekommen.

Dem Landesgebrauche nach, standen wir gleich, so wie es Tag wurde, auf; und der erste Mann, den Herrn Banks erblikte, war **Tupia**, welcher mit der ihm anvertraueten Kugelbüchse getreulich auf ihn wartete. Auch **Oberea** stellte sich ein, und brachte ihm einige, nach hiesiger Landesart gemachte Kleider, um den Mangel seiner eigenen zu ersetzen. In diesem seltsamen, halb englischen, und halb indianischen Anzuge kam er zu uns. Dr. **Solander**, den wir bei dem nächtlichen Concerte allein vermißt hatten, stellte sich am spätesten ein. Dieser hatte das Glük gehabt, in einer weit entlegenen Hütte von ehrlichern Leuten aufgenommen zu werden, bei denen er um nichts gekommen war.

Sobald Tootahah zu uns gekommen war, lagen wir ihm sehr ernstlich an, daß er uns unsere Kleider wieder schaffen sollte: allein umsonst! Weder er, noch Oberea, wollten sich bewegen lassen, die geringsten Maaßregeln deshalb zu nehmen. Wir konnten daher nicht umhin, auf den Argwohn zu gerathen, daß sie an dem Diebstahle Theil genommen haben möchten.

Als wir endlich alle Hofnung, das Gestohlene wieder zu bekommen, aufgegeben hatten, schränkten wir uns zulezt darauf ein, uns die versprochenen Schweine auszubitten. Allein es gieng uns hierbei nicht besser, als mit unsern Sachen; denn wir bekamen nichts. Nachdem wir den ganzen Morgen vergebens damit zugebracht hatten, um die Erfüllung des gestrigen Versprechens anzuhalten, sahen wir uns endlich genöthiget, mit dem einzigen Schweine, das wir am vorhergehenden Abend vom Fleischer und Koche gerettet hatten, unsern Rükweg anzutreten, welches aber freilich nicht in der besten Laune geschah.

Unterwegens hatten wir das Vergnügen, die Geschiklichkeit einiger indianischen Schwimmer zu bewundern, die in der That unbeschreiblich groß war. Zehn bis zwölf Indianer spielten und gaukelten schwimmend an einer Stelle des Strandes, wo die Brandung so hoch gieng und so fürchterlich tobte, als ich es je an irgend einem andern Orte gesehn hatte. Mitten in diesen fürchterlichen Wogenbruch sprangen sie scherzend, wie etwa Knaben von einer

Anhöhe herab in den Schnee zu springen pflegen, und ließen sich von der Gewalt der kämpfenden Wellen bald pfeilschnell dahin reissen, bald in die Höhe schleudern, bald wieder in den Abgrund versenken. Dieses bewundernswürdige Schauspiel sahen wir über eine halbe Stunde lang mit Erstaunen über die unbegränzten Fähigkeiten der menschlichen Natur an, die, bei hinlänglicher Uebung, es in jeder Art von Geschiklichkeit bis zum Bewundernswürdigen weit zu bringen, und beinahe das Unmögliche selbst möglich zu machen weiß. Schande über den Trägen, der, wie jeder andere unverkrüppelte Mensch, tausend hohe Anlagen und Fähigkeiten besizt, ohne eine einzige derselben bis zur Vollkommenheit auszubilden, ohne in einer einzigen Kunst oder Wissenschaft nach dem Gipfel der Vortreflichkeit zu streben! Ich hoffe, daß kein einziger meiner jungen Leser zu dieser unrühmlichen Klasse von Menschen sich gern möchte zählen lassen; und ich glaube daher, nicht erst nöthig zu haben, sie durch das Beispiel dieser Indianer zu erinnern, wie weit man es durch Lust und Anstrengung in jeder Art von Fertigkeit bringen könne, wenn man sich einmal festen Sinnes vorgenommen hat, in dem, was man treibt, nicht mittelmäßig bleiben zu wollen.

10.

Astronomische Beobachtung. Ein indianisches Leichenbegängniß. Etwas von der Kochkunst dieses Landes.

Da nunmehr der Tag herannahete, an welchem der Planet Venus vor der Sonnenscheibe vorbeigehen sollte, welches man den Durchgang der Venus durch die Sonne nennt: so machten wir uns bereit, die Hauptabsicht unserer Reise zu erfüllen, und über diese Begebenheit am Himmel gehörige Beobachtungen anzustellen. Wir hielten für rathsam, daß außer Herrn Green und mir, die wir unsere Stellung auf der Sternwarte im Fort nehmen wollten, noch zwei andere Partheien in verschiedene Gegenden ausgesandt würden, damit, wenn etwa die Wolken uns an dem einen Orte hinderlich wären, doch einige von uns an einem andern Orte glüklicher seyn möchten. Zu dem Ende wurde Herrn Hicks, mein erster Lieutenant, nebst einigen Andern, in eine östliche Gegend der Insel abgeordnet; einer andern Parthei hingegen, welche Herr Gore, mein zweiter Lieutenant, anführte, wurde eine nach Westen gelegene Insel, von dem Cap. Wallis die Yoriks Insel, von den Eingebornen hingegen Imao genannt, zum Beobachtungsplatze angewiesen. Zu dieser leztern Parthei gesellte sich auch Herr Banks. Wir waren mit den Bewohnern dieser Insel schon auf Otaheite bekannt geworden, und hatten beiläufig von ihnen erfahren,

erfahren, daß in der Nachbarschaft umher noch 22 andere Inseln gezählt würden.

Nachdem beide Partheien mit Instrumenten gehörig versehen waren, trat jede derselben den Weg nach dem Orte ihrer Bestimmung an. Touburai Tamaide und seine Gemahlin Tomio, nebst einigen Indianern schiften sich mit denen ein, welche nach der Insel Imao giengen.

Man fand daselbst eine freundschaftliche Aufnahme. Indeß nun diejenigen, welche die Beobachtung anstellen sollten, sich dazu anschikten, wünschte Herr Banks ihnen zu ihrem Vorhaben Glük, und begab sich fort, um die Produkte der Insel zu untersuchen und Proviant einzukaufen. Während des Handels sahe er zwei Kähne herbeirudern, und hörte von den Eingebohrnen, daß ihr König Tarrao darinn befindlich wäre und ihn zu besuchen käme. Das Volk stellte sich hierauf in zwei Reihen, von dem Landungsorte bis zum Handelsplatze, und Se. Majestät, nebst Dero Schwester, welche Nuna hieß, traten ans Land. Herr Banks gieng ihnen entgegen, und führte sie mit großer Feierlichkeit in den Kreis, den er, um nicht gedrängt zu werden, um sich her gezogen hatte. Weil es unter diesen Völkern gebräuchlich ist, alle ihre Unterredungen sitzend zu halten: so wickelte Herr Banks einen von indianischem Zeuge gemachten Turban, den er statt des Hutes trug, auseinander, breitete denselben auf dem Boden aus, und ließ die Gesellschaft sich darauf niedersetzen. Dann wurden ihm die königlichen

Geschenke gebracht, die aus einem Schweine, einem Hunde und aus Früchten bestanden. Er selbst schenkte Sr. Majestät dagegen einen Beil, ein Hemde und einige Glaskorallen; ein Geschenk, welches mit besonderem Wohlgefallen angenommen wurde.

Nachher führte Herr Banks seine vornehmen Gäste nach der Sternwarte, zeigte ihnen den Planeten auf der Sonne, und versuchte, ihnen zu verstehen zu geben, daß er und seine Gefährten in der Absicht aus ihrem Vaterlande hierher gekommen wären, um dies zu beobachten. Wie wenig die Indianer begreifen konnten, was für einen Nutzen man sich davon verspreche, läßt sich denken. Den übrigen Theil des Tages brachte Herr Banks mit Untersuchung der Landesprodukte zu, welche mit den auf Otaheite größtentheils von einerlei Beschaffenheit waren. Am folgenden Morgen brachen sie die Gezelte wieder ab, und langten noch vor Abends wieder bei dem Fort an.

Zu unserer unbeschreiblichen Freude war die Beobachtung an allen dreien Orten mit dem glüklichsten Erfolge von Statten gegangen; weil der Himmel uns einen sehr heitern Tag dazu schenkte. Eine Beschreibung davon gehört nicht hierher.

Einige Tage darnach hatten wir Gelegenheit, dem Leichenbegängniß einer alten Frau von Stande beizuwohnen, welche eine Verwandtin der Tomio war. Wir wurden dabei in der Meinung bestärkt, daß diese Leute, dem jetzigen Gebrauche aller bekann-

ten Nationen zuwider, ihre Todten niemals begraben. In der Mitte eines kleinen Vierecks, das mit einem artigen Gitter von indianischem Rohre umgeben war, wurde das Wetterdach eines Kahns über Pfosten ausgebreitet, und unter demselben die Leiche auf einem Gerüste niedergelegt. Sie war mit feinem Tuche bedekt. Neben ihr wurden Brodfrüchte, Fische und andere Lebensmittel hingelegt; und Tubourai berichtete uns, daß diese Speisen ein Opfer für ihre Götter seyn sollten. Sie glauben indeß nicht, daß die Götter essen, sondern das Opfer soll bloß ein Merkmal ihrer Ehrfurcht und Dankbarkeit seyn. Neben der Leiche lagen unzählig viele Stükchen Tuch, in welchen die Zähren und das Blut der Leidtragenden waren aufgefangen worden: denn bei jedem Anfall einer lebhaften Traurigkeit ist es, wie ich schon oben erzählt habe, durchgehends unter ihnen gebräuchlich, sich mit einem spitzigen Seehundszahne zu verwunden.

In einer kleinen Entfernung von der Leiche waren, für eine gewisse Zeitlang, zwei Wohnungen aufgerichtet; die eine für verschiedene Anverwandte des Todten, die andere für den vornehmsten Leidtragenden, welcher allemal eine Mannsperson ist. Dieser ist in einen sehr sonderbaren Anzug eingehüllt, und verrichtet eine Feierlichkeit, die weiter unten beschrieben werden wird. Erst dann, wenn der Leichnam völlig verweset ist, werden die übrig gebliebenen Gebeine desselben, nahe bei diesem Orte, in die Erde gegraben.

Um allen Ceremonien des Leichenbegängnisses beiwohnen zu dürfen, mußte Herr Banks sich unter die Leidtragenden aufnehmen lassen, und sich entschliessen, alles selbst mitzumachen, weil man ihm sagte, daß er unter keiner andern Bedingung dabei zugegen seyn könnte. Er begab sich also des Abends nach dem Orte, wo der Leichnam lag. Hier empfieng ihn die Tochter des Verstorbenen, in Gesellschaft von verschiedenen andern, zu dieser Feierlichkeit gehörigen Personen, unter welchen sich auch ein Knabe von vierzehn Jahren befand. Tubourai sollte der vornehmste Leidtragende seyn. Er erschien daher ganz vermummt, in einer auszeichnenden und höchstseltsamen Kleidung. Herr Banks mußte sich ganz ausziehn, und statt seiner europäischen Kleider, wickelte man ihm ein schmales Stük hiesigen Zeuges mitten um den Leib, und färbte ihn hierauf von den Füssen bis an die Schultern mit Kohlen und Wasser so lange, bis er über und über pechschwarz war.

Die nämliche Ceremonie nahm man noch mit verschiedenen andern Personen vor, unter denen auch einige Frauenzimmer waren. Dann sezte sich die Procession in Bewegung. Tubourai murmelte bei dem Leichnam etwas her, welches ein Gebet seyn mogte, und machte es noch einmal so, als er an sein eigenes Haus gekommen war. Der Zug gieng hierauf bei unserm Fort vorbei.

So wie er sich einem Orte näherte, wo Indianer versammlet waren, flohen sie auf das eilfertigste von dannen, und verstekten sich in der Waldung. Auch die

die Bewohner derjenigen Häuser, bei welchen das Trauergeleite vorbei gieng, verließen dieselben, und krochen in irgend einen Schlupfwinkel, wo sie nicht gesehen werden konnten. Während der ganzen Ceremonie, die über eine halbe Stunde dauerte, ließ sich kein einziger von ihnen wieder sehen. Das Amt, welches Herr Banks und außer ihm noch zwei Indianer dabei versahen, wurde das Amt eines Niniveh genannt, und bestand darinn, daß sie, wenn die Einwohner derjenigen Gegenden, durch welche der Zug gieng, entflohen waren, zu dem vornehmsten Leidtragenden kamen, und zu ihm sagten: imatata, es ist niemand da. Nach vollendeter Feierlichkeit wurde die Gesellschaft entlassen. Jeder wusch sich hierauf im Flusse, und legte hernach seine gewöhnlichen Kleider wieder an.

Unser friedlicher und vertraulicher Umgang mit den Indianern, wurde von Zeit zu Zeit durch kleine Diebereien unterbrochen, die ich um der Folgen willen, die meine Nachsicht hätte haben können, unmöglich ungeahndet lassen konnte. Aber mit eben der Strenge, mit welcher ich in dergleichen Fällen zu verfahren nicht umhin konnte, bestrafte ich auch diejenigen unter meinen eigenen Leuten, die sich einer Ungerechtigkeit gegen die Indianer schuldig machten. So beschwerten sich eines Tages etliche von den Eingebohrnen bei mir, daß zwei von den Matrosen ihnen einen Bogen und einige Pfeile, ingleichen einige Schnüre geflochtenen Haares weggenommen hätten; und ich untersuchte die Sache auf der Stelle. Da ich nun die Anklage gegründet fand, so ließ ich

einen jeden von den Verbrechern mit 24 Hieben bestrafen.

Seit dem oben beschriebenen nächtlichen Abentheuer, wobei wir einen Theil unserer Kleidungsstücke einbüßten, waren nun schon über vierzehn Tage verflossen, ohne daß Dame Oberea sich wieder bei uns sehen ließ. Jezt stellte sie sich wieder ein, brachte uns aber von den gestohlenen Sachen nichts zurük. Sie schob die Schuld auf ihren Freund Obadee, von dem sie versicherte, daß sie ihn geschlagen habe, worauf er mit den Sachen davon gegangen wäre. Man sahe es ihr dabei an, daß sie es selbst fühlte, wie wenig Glauben diese Ausrede fand. Indeß unterdrükte sie ihre Verlegenheit, und gab mit ungemeiner Dreistigkeit zu verstehen, daß sie ihr Nachtlager diesmal in dem Fort zu nehmen gedächte. Dieses ward ihr aber rund abgeschlagen, um ihr kein Geheimniß daraus zu machen, daß wir ihr nicht trauten. Sie gieng hierauf mit sichtbaren Merkmalen des Verdrusses fort, und übernachtete in ihrem Kahne.

Indeß kehrte sie am folgenden Morgen zurük, und überließ sich mit einer gewissen zuversichtlichen Größe des Geistes, die unsere Bewunderung erregte, unserer Gewalt. Um den Anfang zu einer Aussöhnung zwischen ihr und uns zu machen, schenkte sie uns ein Schwein, einen Hund und verschiedene andere Sachen. Wir hatten seit kurzem erfahren, daß die Indianer das Fleisch ihrer Hunde für eine leckere Speise halten, und es dem Schweinefleische vorziehn.

vorziehn. Es kam uns daher die Lust an, selbst einmal einen Versuch damit zu machen; und Tupia übernahm das doppelte Amt eines Fleischers und eines Kochs, wobei er auf folgende Weise zu Werke gieng.

Er nahm den Hund, welcher sehr feist war, und hielt ihm mit beiden Händen Mund und Nase so fest zu, daß er ersticken mußte. Dieses Hinrichten dauerte eine gute Viertelstunde. Unterdeß war ein Loch in die Erde gegraben, das ohngefähr einen Fuß tief seyn mogte. In demselben zündete man ein Feuer an, und legte einige kleine Steine schichtweise zwischen das Holz, um sie recht durchzuheitzen. Hierauf wurde der Hund über das Feuer gehalten, und nach abgesengtem Haar, mit einer Muschelschaale rein abgeschabt. Man schnitt ihn alsdann mit der nämlichen Muschel auf, nahm das Eingeweide heraus, und ließ es in der See so lange waschen, bis es völlig rein geworden war. Dann legte man es, zusamt dem aufgefangenen Blute des Thiers, in Kokosschalen.

Sobald das Loch gehörig durchgeheitzt war, wurde das Feuer herausgenommen, und von den heißgemachten Steinen eine Unterlage gemacht. Diese wurde mit frischem Laube bestreut und auf dasselbe der Hund, nebst dem Eingeweide gelegt. Darüber machte man wieder eine Lage von Blättern, und über diesen eine zweite Lage von heißgemachten Steinen; worauf man das ganze Loch mit Erde zuschüttete.

In diesem Zustande blieb der Braten beinahe vier Stunden lang. Dann wurde er herausgenommen und aufgetischt. Wir aßen davon, und fanden das Gericht nicht nur vortreflich durchgebraten, sondern auch von ungemein gutem Geschmacke. Man muß aber wissen, daß diese Hunde nur mit Brodfrucht, Kokosnüssen, und anderer dergleichen Nahrung aus dem Pflanzenreiche gefüttert werden. Alles andere Fleisch, welches die Eingebornen essen, so wie auch ihre Fische, werden auf eine und eben dieselbe Art gebraten.

Am 21sten Junius besuchte uns ein Oberhaupt, Namens Oamo, den wir noch nicht gesehen hatten, der aber in keinem geringen Ansehen unter ihnen stehen mußte, wie wir aus der allgemeinen Ehrfurcht schließen konnten, welche ihm erwiesen wurde. Er hatte einen Knaben und ein junges Frauenzimmer bei sich; jener mogte ohngefähr 7, dieses 16 Jahr alt seyn. Der Knabe wurde von einem Manne auf dem Rücken getragen, welches vermuthlich eine Art von Staat war, weil er eben so gut, als die Uebrigen, zu Fuß gehen konnte.

Sobald man den Oamo ankommen sahe, giengen Oberea und verschiedene Andere ihm entgegen, nachdem sie vorher den Kopf und den Oberleib entblößt hatten. Eben diese Ceremonie nahmen auch alle übrigen außerhalb des Forts befindlichen Indianer vor. Das Entblößen des Leibes muß also hier, wie bei uns das Entblößen des Kopfes, ein Zeichen von Achtung und Ehrerbietung seyn.

Das

Das Oberhaupt kam ins Gezelt; allein das junge Mädchen und der Knabe wurden von dem Volke zurükgehalten; und als Herr Solander den leztern bei der Hand nahm und ihn hereinführte, so bezeugten die Indianer ihre Unruhe darüber, und sorgten dafür, daß er sogleich wieder hinausgebracht wurde.

Dies Betragen erregte unsere Neugier. Wir forschten also nach, wer diese Leute wären? und zogen darüber folgende Erkundigung ein. Oamo war ehemals der Gemahl der Oberea gewesen; hatte sich aber mit ihrer Einwilligung von ihr geschieden. Das junge Frauenzimmer und der Knabe waren ihre gemeinschaftlichen Kinder. Jener hieß Terridiri und war der nächste Thronerbe; seine Schwester war zu seiner künftigen Gemahlin bestimmt, weil nach den Sitten der Indianer Bruder und Schwester einander heirathen können. Der wirkliche König war zur Zeit unsers Hierseyns auch noch ein Knabe; und Tootahah, sein Vormund, verwaltete die Regierung in seinem Namen, ohngeachtet er noch einen Vater, Namens Wappai, im Leben hatte. Oamo, Tootahah und Wappai waren Brüder.

Meine jungen Leser werden sich wundern, wie ein Knabe bei Lebzeiten seines Vaters König seyn konnte; ich muß daher sagen, wie das zusammenhängt. Nach den Sitten dieses Landes erbt der Sohn, sobald er zur Welt kommt, den Titel und die Gewalt seines Vaters; man wählt alsdann einen Regenten, der die Regierung für ihn verwalten muß, bis

bis er selbst das gehörige Alter erreicht hat. Gemeiniglich trift diese Wahl den Vater des Kindes; diesmal aber hatte man den Tootahah, den Onkel des Kleinen, vorgezogen, weil sich dieser in einem Kriege besonders hervorgethan hatte.

Oamo schien ein sehr verständiger Mann zu seyn. Er that über England und seine Einwohner viele Fragen an uns, die einen fähigen und geübten Verstand verriethen.

11.

Man umschift die Insel. Beobachtungen, welche man auf dieser Reise anstellte. Abreise von Otaheite.

Um den Umfang, die Küste und Häfen der ganzen Insel kennen zu lernen und abzuzeichnen, beschloß ich, sie zu umschiffen. Ich reisete daher den 26sten Junius in Herrn Banks Begleitung, früh um drei Uhr in der Pinasse *) ab. Wir machten diese Reise theils zu Wasser, theils zu Lande, indem wir von Zeit zu Zeit ausstiegen und das Boot dergestalt an der Küste hinfahren ließen, daß wir, so oft wir wollten, es wieder erreichen konnten.

Wir fanden auf dieser Reise, daß das Land aus zwei an einander hängenden Halbinseln, einer größern und

*) Eine Art von großen Böten.

und einer kleinern, bestand. Die kleinere hatte ihr eigenes Oberhaupt. Wir machten die Bekanntschaft desselben, und wurden freundschaftlich von ihm aufgenommen. Es war ein alter hagerer Mann, mit einem schneeweißen Kopfe und Barte. Seine Gemahlin hingegen war eine junge liebenswürdige Person von ohngefähr 25 Jahren.

Unter andern Besonderheiten, die uns auf dieser Reise zu Gesicht kamen, sahen wir in einem Hause funfzehn menschliche Kinnbacken, welche an ein halbrundes Brett befestiget waren. Dieser Anblik erregte unsere Neugier: aber alle unsere Nachforschungen blieben dasmal fruchtlos, weil die Einwohner uns entweder wirklich nicht verstanden, oder nicht verstehen wollten. In der Folge aber erfuhren wir, daß diese Kinnbacken Siegeszeichen wären; und daß man diese hier eben so, wie in Nordamerika die Kopfhäute der erschlagenen Feinde mitzunehmen und aufzubewahren pflege.

Das Oberhaupt dieser Gegend hieß Mathiabo. Dieser bat sich die Erlaubniß aus, uns begleiten zu dürfen; und erwarb sich bald durch sein dienstfertiges und freundschaftliches Betragen unser ganzes Vertrauen. Nichts desto weniger hatte er bei einbrechender Nacht den Reizen eines von uns geliehenen Oberrocks nicht widerstehen können, und war plözlich damit entflohen. Allein einige ernsthafte Drohungen, welche alles in Schrecken sezten, und die Anstalt, die wir machten, ihn einzuholen, hatten sich wie ein Lauffeuer, schnell durch die ganze Gegend verbreitet

breitet und ihn bewogen, den Oberrock abzuwerfen. Ein anderer Indianer brachte ihn uns hierauf wieder, und die Sache war damit abgethan.

In einer andern Gegend kam uns eine Seltenheit von sonderbarer Art zu Gesicht. Es war die Gestalt eines Mannes, unförmlich aus Weiden geflochten, sonst aber nicht übel gezeichnet. Diese Figur war über sieben Fuß hoch, für diese Höhe aber etwas zu dik gerathen. Die geflochtenen Weiden machten eigentlich nur das Skelet des Ganzen aus; die äußere Seite war mit Federn bekleidet, welche das Fleisch und die Haut vorstellten. Am Kopfe hatte die Figur vier hervorragende Beulen, drei vorn, und eine hinten. Wir würden sie Hörner genannt haben; aber die Indianer nannten sie, ich weiß nicht warum, kleine Männerchen. Sie sagten uns, das Bild sey das einzige in seiner Art auf der ganzen Insel. Was es eigentlich vorstellen sollte, das konnten sie uns damals nicht verständlich machen, weil unsere indianische Sprachkenntniß noch nicht so weit reichte, um ihre Erklärung darüber zu verstehen. In der Folge aber erfuhren wir, daß es eine Vorstellung des Mouwe, eines ihrer Götter vom zweiten Range, seyn sollte.

Da wir in dem Gebiete angelangt waren, welches unsern Freunden Oamo und Oberea gehörte, erstaunten wir ein ungeheures Gebäude vor uns zu sehen, wovon man uns sagte, daß es das Morai dieser beiden Indianer wäre. Morai aber heißt bei ihnen ein Begräbnißplaz, der zugleich zu gottesdienstlichen

lichen Handlungen gebraucht wird. Das Gebäude war ganz von Stein, und zwar pyramidalisch aufgeführt. Es ruhete auf einer länglicht viereckigen Grundlage, die 267 Fuß lang und 87 Fuß breit war. Die Höhe desselben betrug 44 Fuß. Auf den Seiten waren Stufen, aus weissen Korallensteinen verfertiget, welche regelmäßig zu Würfeln gehauen und wohl geglättet waren. Die übrigen Theile dieser Masse (denn sie war nirgends hohl) bestanden aus runden Kieselsteinen, welche gleichfalls bearbeitet zu seyn schienen, weil sie in und auf einander paßten. Das Fundament bestand aus Felsenstücken, welche viereckigt gehauen und von ansehnlicher Größe waren.

Ein solcher Bau, ohne eiserne Werkzeuge und ohne Mörtel zur Verbindung der Steine aufgeführt, erregte unser Erstaunen. Die großen Quadersteine mußten aus einer ziemlich weiten Entfernung hergebracht und die Korallensteine aus der Tiefe des Meers heraufgeholt seyn; weil von jenen in dieser und den benachbarten Gegenden keine gefunden werden, und weil diese sonst nirgends, als auf dem Meeresgrunde, anzutreffen sind. Und gleichwohl muß hier alles durch Menschenhände gehoben und fortgeschaft werden, weil man weder lasttragende und ziehende Thiere, noch mechanische Werkzeuge kennt. Man denke sich nun, was das für Arbeit, Mühe und Zeit kosten mußte! Sowohl die Felsenstücke, als auch die Korallensteine mußten mit Werkzeugen von eben der Steinart behauen werden: man denke sich die Langweiligkeit und Mühseligkeit dieser

Arbeit! Und doch war der Fleiß und die Geduld dieser Leute damit zu Stande gekommen.

Oben auf dem Gipfel der Pyramide stand ein aus Holz geschnizter Vogel; und neben demselben lag ein aus Stein gehauener, aber zerbrochener Fisch. Die Die ganze Spitzsäule schloß die eine Seite eines großen viereckigen Bezirks ein, welcher 360 Fuß lang, 354 Fuß breit, mit flachen Steinen gepflastert und mit einer steinernen Mauer umgeben war. Zwischen dem Pflaster waren hie und da einige von denjenigen Bäumen gepflanzt, welche sie Etoa nennen, und welche man bei allen ihren Begräbnißplätzen zu finden pflegt, vermuthlich weil er ihnen, wie etwa bei uns die Birke mit herabhangenden Zweigen, ein Sinnbild ist, welches auf die Bestimmung eines solchen Ortes Bezug hat.

In einer kleinen Entfernung von diesem Platze war ein anderer gepflasterter Hof, in welchen kleine Gerüste auf Pfosten ruheten. Diese hielten wir für Altäre, weil man allerhand Lebensmittel darauf zu legen pflegt, die uns Opfer zu seyn schienen. In der Folge haben wir gesehen, daß sie ganze Schweine darauf hinlegten. Diesmal waren nur etwa 50 Schädel von diesen Thieren, nebst einer Menge Hundeschädel darauf befindlich.

Die Pracht eines Morai wird hier als ein Maaßstab des Ranges angesehn, worinn der Besitzer desselben steht. Der jeztbeschriebene war daher ein augenscheinlicher Beweis von dem großen Ansehen

und

und der Macht der Oberea, deren Eigenthum er war. Gleichwohl schien sie zur Zeit unsers Hierseyns lange nicht so viel mehr zu gelten, als damals, da der Delphin hier vor Anker lag. Jezt erfuhren wir die Ursache davon; sie war folgende:

Als wir längst der Seeküste hin nach dem eben beschriebenen Morai giengen, lag der ganze Weg dahin voller Menschengebeine, vornehmlich Ribben und Wirbel vom Rükgrade. Wir unterließen nicht, uns zu erkundigen, was dies zu bedeuten habe; und da erzählte man uns, daß, ohngefähr fünf Monate vor unserer Ankunft, das Volk von der südöstlichen Halbinsel in diese Gegend einen Einfall gethan und eine Menge Menschen getödtet habe, deren Gebeine hier noch herum lägen. Bei dieser Gelegenheit hätten Oberea und Oamo, welche damals statt ihres Sohnes die Regierung verwalteten, ihre Pflicht vergessen, und wären nach den Bergen geflüchtet. Darauf hätten die Sieger alle hier belegene Häuser in Brand gestekt und alle Schweine, nebst dem übrigen Vieh, mit sich fortgenommen. Die auf einem Brette befestigten Kinnbacken, deren ich oben erwähnte, wären Denkmäler des Sieges, den die Feinde damals davon getragen hätten. Dies war also die Ursache, warum man die beiden obgenannten Regenten der höchsten Würde entsezt hatte.

Also auch hier, wo der Siz des Friedens und der Glükseligkeit zu seyn schien — auch hier Krieg! Also Zwietracht und Krieg überall, wo Menschen sind! Trauriges Loos der Menschheit! Unsere Wan-

 derschaft

derschaft hieniden ist schon an sich so kurz, ist schon an sich mit so vielen und großen Beschwerden und Mühseligkeiten verbunden: und doch sind wir unverständig genug, sie durch Zank und Streit, durch Krieg und Blutvergießen noch mehr zu verkürzen, und zu den natürlichen Leiden der Menschheit noch weit größeres, selbstgemachtes Elend hinzuzufügen! O der unbegreiflichen Verblendung! —

Niedergeschlagen von dieser traurigen Betrachtung kehrten wir von hier aus wieder nach dem Fort zurük.

Und nunmehr, da wir sowohl den Zwek unsers Hierseyns, als auch unsere Neugier hinlänglich befriediget hatten, fiengen wir an, auf unsere Abreise bedacht zu seyn. Wir demolirten daher das Fort, und schaften unsere Sachen an Bord. Während dieser Arbeit wurden zwei von unsern Seesoldaten vermißt. Nach angestellter sorgfältiger Erkundigung, wurden wir von den Indianern benachrichtiget, daß sie ins Gebirge geflohen und gesonnen wären, auf der Insel zurükzubleiben. Da mir nun sehr daran gelegen war, sie wieder zu bekommen: so schikte ich ein Commando aus, um sie aufzusuchen. Ich erklärte mich zugleich gegen verschiedene Oberhäupter, die sich gerade bei uns befunden, und unter denen auch Tubourai und die Oberea waren, daß sie sämtlich so lange zur Bürgschaft bei uns bleiben müßten, bis ich meine Flüchtlinge wieder erhalten hätte. Sie äußerten hierüber weder Besorgniß noch Mißvergnügen.

Auch den Tootahah ließ ich mit guter Manier herbeilocken; und da gegen Abend meine Leute noch nicht gefunden waren, so ließ ich die vornehmsten nach dem Schiffe bringen. Dies verbreitete allgemeines Schrecken; und Einige unter ihnen, besonders das Frauenzimmer, drükten ihre Besorgnisse durch die bittersten Thränen aus.

Gegen 9 Uhr wurde endlich der Eine von den Flüchtlingen zurükgebracht. Diejenigen, welche ihn uns zuführten, meldeten zugleich, daß der Andere zwar auch gefunden sey, daß man aber sowohl ihn als den ausgeschikten Unterofficier und Korporal so lange als Gefangene zurükbehalten würde, bis Tootahah wieder in Freiheit gesezt wäre.

Ich war nun einmal schon zu weit gegangen, um jezt nachgeben zu können. Ich schikte daher augenbliklich den Lieutenant Hicks mit einem starken Commando aus, um die Gefangenen zu befreien, und ich verlangte von dem Tootathah, daß er einige seiner Leute mitschicken sollte, um ihre Auslieferung in seinem Namen zu verlangen. Dies geschah; und so bekam die ausgeschikte Parthei ohne allen Widerstand die Gefangenen zurük. Die Entlaufenen gestanden, daß ihre Absicht gewesen sey, auf der Insel zurükzubleiben, weil sie sich hier ein glüklicheres Leben, als in Europa, verheissen hatten.

Zu denjenigen unter den Indianern, die uns besonders ergeben waren, gehörte vornehmlich auch

 Tupia,

Tupia, der Freund und ehemalige Staatsminister der Oberea, dessen ich oben schon einigemal erwähnt habe. Dieser Mann stellte zugleich den obersten Priester dieses Volks vor, und hatte also eine vollkommene Kenntniß von der Religion des Landes. Außerdem besaß er Kenntnisse und Erfahrungen in Ansehung der Schiffahrt, und war mit der Zahl und Lage aller benachbarten Inseln wohl bekannt. Oft hatte er schon ein Verlangen geäussert, mit uns fort zu reisen; und jezt kam er mit einem Knaben, der sein Bedienter war, an Bord, und wiederholte diesen Wunsch mit der inständigen Bitte, daß wir ihn erfüllen mögten. Wir begriffen, daß die Gesellschaft eines solchen Mannes uns auf unserer ferneren Reise von großem Nutzen seyn könnte; wir willigten also freudig ein.

Am folgenden Morgen, als den 13ten Julius 1769, da zu unserer Abreise alles fertig war, sahen wir das Schiff mit unsern Freunden angefüllt, und von allen Seiten mit Kähnen umgeben. Ich gab Befehl die Anker zu lichten; und die stille und rührende Betrübniß der Indianer brach nunmehr in Thränen aus; das Volk in den Kähnen hingegen erhob um die Wette ein lautes Klaggeschrei, welches wir aber doch mehr einer Affectation, als einer wirklichen Betrübniß zuschreiben mußten.

Tupia zeigte bei dieser Scene eine wirklich edle Seele, die eben so viel standhafte Entschlossenheit, als warmes Gefühl für seine Freunde verrieth. Er weinte zwar, aber sowohl dieses, als auch die Gewalt,

walt, die er sich anthat, seine Thränen zurük zu halten, vermehrte unsere Hochachtung gegen ihn. Er schikte der Potomai, einer Favoritin des Tootohah's noch zulezt ein Geschenk, welches in einem Hemde bestand. Dann kletterte er mit Herrn Banks auf den Mastkorb, um seinen Landsleuten in den Kähnen so lange zuzuwinken, bis sie sich aus dem Gesichte verloren.

So nahmen wir Abschied von dieser reizenden und glüklichen Insel, nachdem wir gerade drei Monate lang daselbst verweilt hatten. Unsere Blicke hiengen an ihren anmuthigen Küsten, so lange wir sie nur sehen konnten.

12.

Umständlichere Beschreibung der Insel Otaheite nach ihren Naturgütern, Einwohnern, deren Kleidung, Wohnungen, Speisen, häuslichem Leben und Zeitvertreiben.

Nach unser aller Urtheil ist diese Insel eins der anmuthigsten und gesegnetesten Länder des Erdbodens. Ein heiterer Himmel, ein mildes Klima und ein fruchtbarer Boden vereinigen sich, um es zu einem irdischen Paradiese zu machen.

Die Gestalt des Landes ist sehr abwechselnd. Es erhebt sich in Reihen von Bergen, die nach der Mitte

der Insel hinlaufen und daselbst zu so hohen Gebirgen emporsteigen, daß man sie in einer Entfernung von zwölf deutschen Meilen sehen kann. Am Fuß dieser Berge ist der äußere Rand der Insel rund umher eine schmale Ebene, die bis an die See reicht. Der Boden ist überall — etwa die Gipfel der Berge ausgenommen — sehr fett und fruchtbar, wird von vielen kleinen Bächen vortrefflichen Wassers benezt, und ist mit allerlei Fruchtbäumen bewachsen, welche liebliche Früchte und kühlenden Schatten gewähren.

Das niedrige Land und die Thäler zwischen den Bergen sind stark bevölkert. Tupia, der es wissen konnte, versicherte, die Insel könne 6780 streitbare Männer ins Feld stellen; wornach man sich von der ganzen Bevölkerung einen Begriff machen kann. Die Häuser sind nicht in Dörfer und Flecken zusammen gebaut, sondern sie liegen zerstreut umher; und Jeder hat bei seiner Wohnung zu seinem Nutzen und Vergnügen, eine kleine Waldung.

Die vorzüglichsten Naturgüter dieser Insel sind Brodfrucht, Kokosnüsse, Bananas, Plantanen, eine Frucht, die einem Apfel nicht unähnlich und sehr wohlschmeckend ist, Kartoffeln, Kakaonüsse, Zuckerrohr, welches die Einwohner roh genießen, und verschiedene andere, diesem Lande eigenthümliche Früchte und Gewächse, die ich übergehe, weil meine jungen Leser sich doch keine anschauende Vorstellung davon machen könnten. Alle diese Naturgüter, die den Einwohnern zur Speise und zur Erfrischung

frischung dienen, bringt die Erde entweder ganz freiwillig, oder nur bei so geringer menschlicher Mithülfe hervor, daß der Ausspruch: im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen, die Bewohner dieser Insel nicht zu treffen scheint. Europäische Gewächse und Früchte findet man hier ganz und gar nicht.

Von zahmen Thieren fanden wir hier nur Schweine, Hunde und Federvieh; und von wilden Thieren keine andere, als Enten, Tauben, kleine Papagaien, einige wenige andere Vögel und Ratten. Vierfüssiges Wild und Schlangen sind auf der ganzen Insel nicht zu finden. Desto reicher aber ist hier die See an allerlei vortrefflichen Fischen. Diese halten die Eingebornen für die wohlschmeckendeste unter allen ihren Speisen; und sie machen daher aus der Fischerei eins ihrer vorzüglichsten Geschäfte.

Sie selbst sind von der grösten europäischen Statur. Die Männer sind durchgängig groß, stark, wohlproportionirt und überhaupt ansehnliche Leute. Der gröste, den wir sahen, maß 6 Fuß und viertehalb Zoll. Die Frauenzimmer von Stande sind gemeiniglich ebenfalls von mehr als unserer mittlern Statur; unter dem gemeinen Volke hingegen sind sie eher kleiner, ja einige derselben sehr klein. Dieser Unterschied muß vermuthlich von einer verschiedenen Lebensart in den Jahren der Kindheit und der Jugend herrühren; denn daß die Natur den Vornehmern deswegen, weil er vornehm ist, größer bilden sollte, als den Geringern, wird hoffentlich wohl niemand einfältig genug seyn, zu vermuthen.

Ihre natürliche Farbe ist eine Art von Oliven oder Brunettenfarbe. Diejenigen aber, welche mehr, als andere, dem Winde und den Sonnenstralen ausgesezt sind, waren ungleich brauner. Sie haben dabei eine glatte sanfte Haut, und ihre Gesichter sind sehr wohl gebildet, nur daß die Nase gemeiniglich ein wenig flach ist. Ihr Auge ist voll Ausdruk, bald sprühet es gleichsam Feuer, bald drükt es wieder sanfte Freundlichkeit und Milde aus. Ihre Zähne sind durchgängig schön, eben und weiß; ihre Haare schwarz; nur etwas grob. Die Männer haben zwar Bärte, aber einen großen Theil davon pflegen sie auszuraufen. In ihren Bewegungen bemerkt man eben so viel Stärke, als Leichtigkeit; ihr Gang ist angenehm; ihr Betragen gegen Fremde und unter einander edel, leutselig und höflich. Außerdem müssen wir ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu bekennen, daß wir sie ihrer Gemüthsart nach, brav, offenherzig und aufrichtig, ohne Argwohn, ohne Verrätherei, Grausamkeit und Rachsucht fanden. Nur in einem Punkte ließ ihre Sittlichkeit sie durchgängig im Stiche; sie waren nämlich, wie schon oben bemerkt worden, alle — Diebe.

Es herrscht bei ihnen der Gebrauch, sich den Kopf mit einem aus Kokosnuß gepreßten, und mit allerhand Kräutern vermischten Oele, zu salben, welches nichts weniger als wohlriechend ist. Kämme waren ihnen ein unbekanntes Werkzeug zur Reinigung. Sie waren daher auch nicht frei von Ungeziefer; und sowohl die Kinder, als auch die gemei-

nen

nen Leute, pflegten das auf ihren Köpfen gefangene Wildpret aufzuessen. Sie sind übrigens sehr reinlich; und diejenigen, denen wir Kämme schenkten, bedienten sich derselben sorgfältig zu ihrer Reinigung.

Den Leib pflegen sie an verschiedenen Stellen auf eine Art zu färben, die sie tättowiren nennen. Sie bedienen sich dazu eines kleinen, aus Knochen oder Muscheln verfertigten Instruments, welches, gleich einem Kamm, zu lauter spitzigen Zähnen eingekärbt ist. Diese Zähne werden in eine schwarze Farbe von Lampenruß getunkt und auf die Haut gesezt; alsdann schlagen sie darauf, so daß die gefärbten Zähne in die Haut dringen und in den dadurch gemachten Löchern unauslöschliche Flecken zurük lassen. Diese Ceremonie wird an den Kindern verrichtet, wenn sie ohngefähr 12 bis 14 Jahr alt sind.

Bei dem weiblichen Geschlechte stellen diese Zierrathen gemeiniglich ein Z vor, und sie werden auf jedem Gliede ihrer Finger und Zehen, oft auch rings um die äußere Seite des Fußes angebracht. Außerdem sind beiden Geschlechtern noch verschiedene andere Zeichen an andern Orten eingedrükt, z. B. Vierecke, Cirkel, halbe Monde, unförmliche Bilder von Menschen, Vögeln und Hunden. Einige sollten Sinnbilder seyn, deren Bedeutung aber für uns ein Geheimniß blieb.

Am freigebigsten sind sie mit diesen Zierrathen gegen denjenigen Theil des Körpers gewesen, der in

Europa

Europa für den ungeehrtesten gehalten wird. Diesen hat man hier gemeiniglich mit einer dunkelschwarzen Farbe ganz überzogen, und über demselben, bis an die kurzen Ribben, einen Bogen über den andern eingeprägt. Auf diese Bogenlinien ist man hier eben so stolz, als bei uns etwan auf ein Ordenszeichen, und man ist auch eben so bemüht, sie von Andern bemerken zu lassen. Das Gesicht lassen sie ungezeichnet; nur ein einziges Beispiel vom Gegentheile kam uns vor. Uebrigens muß die Operation, wodurch dies Zeichnen verrichtet wird, sehr schmerzhaft seyn.

Die Kleidungsstücke dieser Indianer sind theils aus feinen Matten, theils aus einem Zeuge verfertiget, dessen Zubereitung weiter unten beschrieben werden soll. Der Matten bedienen sie sich vornehmlich bei Regenwetter. Der weibliche Anzug besteht aus drei oder vier Stücken, deren eins ohngefähr 6 Fuß breit und 33 Fuß lang ist. Dieses wickeln sie einigemal um den Unterleib, und lassen es, gleich einem Unterrocke, bis an die Waden hinabhängen. Die übrigen Stücke, welche etwa 7 und einen halben Fuß lang und 3 breit sind, und deren jegliches in der Mitte einen Einschnitt hat, legen sie über einander, stecken den Kopf durch das Loch, und lassen die Enden vorn und hinten herunter hangen, so daß die Arme frei bleiben. Die Kleidung der Männer unterscheidet sich bloß dadurch, daß sie das um die Hüften gewickelte Tuch nicht, wie einen Weiberrok, hängen lassen, sondern es zwischen den Schenkeln dergestalt zusammen binden, daß es einigermaßen die Form unserer Beinkleider erhält. Diese Klei-

dungs-

dungsarten haben Vornehmere und Geringere mit einander gemein; die erstern unterscheiden sich von den leztern durch nichts, als durch die Menge der Kleidungsstücke. In der Hitze des Tages gehen beide Geschlechter beinahe nakt.

Der Kopfpuz macht den hiesigen Damen nicht weniger, als den unsrigen zu schaffen. Er besteht bei ihnen vornehmlich aus fein geflochtenen Menschenhaaren, die sie in großer Menge und mit vielem Geschmacke um den Kopf wickeln. Herr Banks hat Stücke von der gleichen Flechten mitgebracht, welche länger, als eine englische Meile sind, und nirgends einen Knoten haben; und solcher Stücke habe ich oft fünf bis sechs um einen Frauenzimmerzopf gewickelt gesehen, also Flechten, die zusammengenommen über eine deutsche Meile lang waren!

Zwischen dieses künstlich geflochtene Haar stecken sie allerlei Blumen; so wie die Männer die Schwanzfedern des tropischen Vogels *) aufrecht in ihr Haar, welches sie oft zu einem Büschel auf dem Kopfe zusammengebunden haben, zu stecken pflegen. Beide Geschlechter tragen zwar Ohrengehänge, aber nur an Einem Ohre. Diese bestanden bei unserer Ankunft aus kleinen Stücken von Muscheln oder Steinen, zuweilen aus Beeren, rothen Erbsen oder kleinen Perlen; nachher bedienten sie sich unserer Glaskorallen dazu.

Ihre

*) Eine Art von Vögeln, deren es nur in dem heißen Erdgürtel, zwischen den beiden Wendekreisen giebt. Er gehört zum Geschlecht der Gänse.

Ihre Wohnungen bestehen bloß aus Pfosten, worauf ein Dach ruhet, und sie dienen ihnen nur zu Schlafzimmern und zum Schirm wider den Regen. In einem so milden Klima bedarf man keines andern Schutzes. Des Nachts dienen ihre Kleider ihnen zum Bette. Die mit Matten belegte Flur des Hauses ist die gemeinschaftliche Lagerstätte der ganzen Familie.

Da diese Häuser durchgängig in einer Waldung angelegt sind, so treten ihre Bewohner aus denselben sogleich in den Schatten, welcher, der dikbelaubten Bäume wegen, hier sehr angenehm und kühlend ist. Diese kleinen Wälder bestehen aus Brodfrucht und Kokosbäumen; und auf allen Seiten sieht man Pfade, die sich von einem Hause nach dem andern hinschlängeln. Nichts kann angenehmer seyn, als dieser Schatten in einem so warmen Himmelsstriche, und nichts anmuthiger, als diese Gänge. Da die Waldungen ganz ohne Gesträuch sind, so wird der Durchgang der Luft um so weniger gehindert, und der Schatten ist desto kühler. Auch in den Häusern, welche keine Seitenwände haben, sondern auf allen Seiten offen sind, genießt man eben derselben Annehmlichkeit.

Die Kochkunst ist hier sehr simpel. Man kennt nur zweierlei Arten, das Fleisch durch Feuer gahr zu machen, nämlich das Braten und Backen. Ersteres geschieht hier, wie anderwärts, und von lezterem ist die Beschreibung schon oben gegeben worden. Das Sieden in Töpfen ist ihnen völlig unbekannt;

kannt; sie wissen daher auch nichts von gekochten Suppen und heissen Getränken; und wohl ihnen, daß diese Mittel zur Erschlaffung ihnen unbekannt sind! Ihr gewöhnliches Getränk ist kaltes Wasser und der Saft aus Kokosnüssen. Die Kunst, starke Getränke durch Gährung zuzubereiten schien ihnen glüklicher Weise gleichfalls unbekannt zu seyn; indeß haben wir nachher erfahren, daß sie ein gewisses berauschendes Getränk aus den Blättern einer Pflanze die sie Ava ava nennen, und welche bei unserm Hierseyn noch nicht völlig herangewachsen war, zuzubereiten wissen. In diesem Getränke sollen sich aber nur die Standespersonen berauschen, die es vor dem Frauenzimmer sorgfältig zu verwahren suchen.

Es ist unglaublich, was für eine Menge von Speisen diese Leute auf einmal zu sich nehmen. Ich habe gesehen, daß ein Mann zwei oder drei Fische, so groß als ein Baars, drei Brodfrüchte, jede größer als zwei Fäuste, fünfzehn Plantanen oder Bananas, jede sechs bis sieben Zoll lang und vier bis fünf Zoll im Umfange, und beinahe ein Quartmaaß voll geknäteter Brodfrucht, die eben so nahrhaft ist, als der dikste Fladen, bei einer Mahlzeit gegessen hat. Dies ist etwas so Außerordentliches, daß man es kaum glauben würde, wenn ich mich nicht auf das Zeugniß der Herrn Banks und Solander, welche, nebst verschiedenen andern Herrn, Augenzeugen davon waren, berufen könnte.

Sehr sonderbar ist es, daß diese Leute, welche sonst so gern in Gesellschaft ihrer Weiber sind, sich

gerade bei den Mahlzeiten allemal von ihnen absondern. Wir haben uns oft bemüht, die Ursache dieses seltsamen Gebrauchs zu erforschen; aber wir erhielten nie eine befriedigendere Antwort, als diese: „sie äßen allein, weil es sich so schicke.“ Die Macht der Gewohnheit war in diesem Punkt so groß bei ihnen, daß sie das äußerste Misfallen, ja sogar einen Ekel bezeugten, wenn sie hörten, daß wir in Europa mit unsern Weibern nicht nur zusammen, sondern auch von einerlei Speisen essen.

Jeder speist bei ihnen allein. Sogar zwei Brüder und zwei Schwestern haben jedes seinen eigenen Korb und sein eignes Geschirr bei der Mahlzeit. Wenn sie uns in unsern Gezelten besuchten, brachte jedes seinen Korb mit; und wenn wir uns zu Tisch sezten, giengen sie hinaus, sezten sich 6 bis 9 Fuß weit von einander auf den Boden nieder, kehrten einander den Rücken zu, und verzehrten die Mahlzeit, ohne ein einziges Wort mit einander zu wechseln.

Diese Mode, abgesondert zu speisen, war noch mit andern Grillen verbunden, von denen wir die Ursache und Absicht eben so wenig erforschen konnten. Wir konnten z. B. nie eine oder mehrere von den Frauenspersonen bewegen, an unserer Tafel und in Gesellschaft mit uns zu speisen; und doch giengen ihrer fünf oder sechs ohne Bedenken mit einander in die Zimmer der Bedienten, und aßen daselbst mit gutem Appetite von allem, was sie da vorfanden. Das Sonderbarste hierbei war, daß sie gar nicht in Verlegenheit geriethen, wenn etwa von uns andern

einer, während einer solchen Mahlzeit ins Zimmer trat. Nur einigemal glükte es uns, ein Frauenzimmer zu überreden, in unserer Gesellschaft mit zu essen: allein sie äußerte auch jedesmal die größte Besorgniß, daß man es erfahren möchte, und gab zu verstehen, daß ihr dieses sehr unangenehm seyn würde. Auch konnte man sie hierüber nicht anders, als durch die höchsten Betheurungen der Verschwiegenheit zufrieden stellen.

Das Allerseltsamste hierbei ist, daß die Speisen für jedes Geschlecht auch besonders zubereitet werden müssen, und daß den Weibern nicht erlaubt ist, von solchen Gerichten zu essen, welche für die Männer zugerichtet sind. Für jene werden vielmehr eigene Knaben gehalten, die ihnen ihren Antheil an den Speisen besonders zurechte machen müssen. Diese bringen sie ihnen dann, wenn sie fertig sind, an einen besondern Ort hin, und warten ihnen während der Mahlzeit auf.

Daß die ganz Vornehmen unter ihnen das Essen und Trinken nicht selbst verrichten, sondern sich, wie kleine Kinder, füttern lassen, ist schon oben erzählt worden.

Nach der Mahlzeit und während der Tageshitze pflegen die Leute von mittlerem Alter und von einigem Ansehn zu schlafen. Sie sind überhaupt äußerst träge; und essen, trinken und schlafen machen fast die einzige Beschäftigung ihres Lebens aus. Doch sind etwas ältere Leute unter ihnen nicht ganz so

schläfrig; und die Jugend ist, der natürlichen Munterkeit dieses Alters wegen, gleichfalls weniger geneigt dazu.

Von den Zeitvertreiben dieser Indianer, ist schon oben etwas angeführt worden. Dazu gehört, außer der Musik und dem Tanz, auch das Ringen, das Bogenschießen und das Lanzenwerfen. Ihre Flöten sind aus Rohr gemacht, und werden nicht mit dem Munde, sondern mit den Nasenlöchern geblasen. Ihre Trommeln bestehen aus einem hohlen Stük Holz, mit einer Seehundshaut überzogen. Sie schlagen nicht mit Stöcken, sondern mit den Händen darauf. Zu diesen Instrumenten singen sie Lieder, welche jedesmal aus dem Stegereif gemacht werden. Dergleichen Verse singen sie auch oft ohne Musik zum Zeitvertreibe, wenn sie allein oder bei ihrer Familie sind; besonders ist die Dunkelheit des Abends dieser Ergözlichkeit geweihet.

Selten vergeht zwischen Sonnenuntergang und ihrem Schlafengehen mehr als eine Stunde. Sie bedienen sich alsdann eines Lichts, welches sie aus den Kernen einer gewissen ölreichen Nuß verfertigen. Diese Reihen sie auf einen langen und dünnen Holzsplitter auf, welche die Stelle des Tochtes vertritt. Wenn dann die oberste Nuß angestekt wird, so wird eine nach der andern zugleich mit dem Splitter, woran sie stecken, von der Flamme langsam verzehrt.

Durch Eine Tugend zeichnen sich diese Leute ganz besonders aus; das ist die Reinlichkeit. Sie baden

sich Tag vor Tag am ganzen Körper dreimal in fließendem Wasser, des Morgens, des Mittags und des Abends; und während der Mahlzeit waschen sie sowohl die Hände, als auch den Mund, beinahe zwischen jedem Bissen. Eben so reinlich halten sie auch ihre Kleider. Man hat daher auch im grösten Gedränge des Volks keine andere Unbequemlichkeit, als die Hitze, auszustehn; welches vielleicht mehr ist, als von irgend einer der gesittesten zahlreichen Versammlung in Europa gesagt werden kann.

13.

Von den künstlichen Handarbeiten, den Böten und der Schiffahrt von Otaheite; von der Sprache, Arzeneikunst, Religion und Regierungsform dieses Landes.

Ich habe schon einigemal eines Zeuges erwähnt, welches die Bewohner dieser Insel zu verfertigen wissen; und hier ist nun der Ort, meinen Lesern einen Begriff von der Art und Weise zu geben, wie sie dasselbe, ohne alle Werkzeuge zum Spinnen, Haspeln und Weben zu Stande zu bringen wissen.

Sie bedienen sich dazu der Rinde dreier Bäume, des chinesischen Papiermaulbeerbaums, des Brodfruchtbaums und eines dritten, welcher den westindischen wilden Feigenbäumen gleicht. Wenn diese Bäume die erforderliche Größe haben, d. i. wenn

sie 6 bis 8 Fuß hoch geworden sind, so hebt man sie aus, und hauet die Zweige, samt der Krone und den Wurzeln ab. Dann wird die Rinde dieser jungen Stämme aufgerizt, abgelößt, und um erweicht zu werden, in fließendes Wasser gelegt. Nach einer gewissen, zum Erweichen nöthigen Zeit, gehen die Mädchen nach dem Bache, setzen sich in dem Wasser nieder und lösen die innere Haut von der äußern grünen Schale ab. Nur die erstere, welche aus feinen Fibern besteht, wird gebraucht, die leztere weggeworfen.

Diese abgeschabten Fibern werden am Ufer auf Plantanenblättern in Reihen ausgebreitet, die einige dreißig Fuß lang und einen Fuß breit sind. Zwei oder drei solcher Lagen werden auf einander gelegt, und man sieht dahin, daß sie überall von gleicher Dicke sind. So bleiben sie die Nacht über liegen. Am folgenden Morgen, wenn das Wasser abgelaufen ist, sind die Fibern der ganzen Masse durch einen klebrigen Saft, den sie enthalten, dergestalt an einander geklebt, daß das Ganze in einem Stücke von dem Boden aufgenommen werden kann.

Man hat unterdeß ein hölzernes Gerüst bereitet, worauf diese Masse gelegt und von den Mädchen mit einem gewissen Werkzeuge geschlagen wird, welches ohngefähr einen Fuß lang, drei Zoll dick und viereckig ist. Die Seiten dieses Werkzeuges sind gereift, und zwar so, daß die der Länge nach hinablaufenden Reifen auf der ersten Seite weit und tief, auf den übrigen Seiten aber stufenweise immer

enger und feiner sind. Die feinsten Reifen der lezten Seite sind ohngefähr so weit, daß man einen Faden Nähseide hinein legen könnte.

Nun wird zuerst mit der gröbsten Seite des Instruments, und zwar nach dem Tacte geschlagen; dann mit der zweiten, mit der dritten und endlich mit der vierten Seite. Während dieses Klopfens dehnt die Masse sich aus, die Fibern fügen sich genauer an einander, und die Reifen des Werkzeuges drücken sich dergestalt darauf aus, daß es das Ansehen hat, als wenn das Zeug aus gesponnenen Fäden gewebt wäre. Wenn es mit der feinsten Seite des Klöpfels geschlagen worden, ist es so dünne, als unser Nesseltuch, und wird alsdann in der Luft gebleicht oder auch sofort getragen und durch Waschen weiß gemacht.

Will man stärkeres Tuch daraus machen: so legt man zwei oder drei Stük von dieser Waare der Länge nach auf einander, und klopft sie von neuem auf die jezt beschriebene Weise. Dann fügen sie sich unter dem Klopfen in einander, und es entsteht ein Zeug, welches ohngefähr so dick als feines Tuch ist.

Die Farben, welche sie diesem Zeuge zu geben wissen, sind vorzüglich roth und gelb. Ihre rothe Farbe ist besonders schön, und ich darf sagen, daß sie glänzender und feiner ist, als irgend eine, die wir in Europa kennen. Unsere feinste Scharlachfarbe kömmt ihr noch am nächsten. Diese Farbe besteht aus einer Vermischung des Saftes zweier Pflanzen

 wovon

wovon jede allein genommen, nicht das geringste von dieser Farbe zu enthalten scheint. Von der einen Pflanze braucht man die Frucht, von der andern die Blätter dazu. Die gelbe Farbe wird aus der Wurzel einer dritten Pflanze gezogen.

Eine anderweitige beträchtliche Manufaktur auf Otaheite ist die Verfertigung der Matten von verschiedener Art; deren einige ungemein fein und in jeder Betrachtung besser sind, als diejenigen, welche man in Europa zu machen versteht. Die gröbere Art dient ihnen zum Nachtlager, die feinen hingegen brauchen sie zu Kleidern in der Regenzeit. Auf die leztere verwenden sie viel Fleiß, und die schönste Gattung derselben, welche aus den Blättern eines gewissen Baums gemacht wird, ist überaus weiß und glänzend.

Noch sind diese Leute sehr geschikt in geflochtener Korbarbeit. Diese verfertigen sie nach unzähligen Mustern, und zwar größtentheils ungemein zierlich und geschikt. Im Nothfall machen sie große und kleine Körbe in Zeit von wenigen Minuten aus Kokosblättern. Die Weibspersonen pflegten des Morgens, sobald die Sonne etwas hoch gestiegen war, sich aus dergleichen Blättern Sonnenhüte in so kurzer Zeit und mit so geringer Mühe zu verfertigen, daß sie es nicht der Mühe werth hielten, sie länger als einen Tag zu brauchen, sondern sie am Abend wegwarfen, um sich am folgenden Morgen einen neuen zu flechten.

Auch

Auch Stricke und Schnüre weiß man hier von der Dicke eines Zolls bis zu der Feinheit eines Bindfadens, aus der Rinde eines Baums zu verfertigen. Aus den Schnüren knüpfen sie ihre Fischnetze. Auch aus den Fibern der Kokosnuß verfertigen sie ein Garn zu verschiedenem Gebrauche, besonders zur Befestigung der einzelnen Theile, aus welchen ihre Kähne bestehn. Aus einer nesselartigen Staude wissen sie die besten Angelschnüre von der Welt zu drehen, welche die stärksten Fische zu zerreissen nicht im Stande sind. Auf die Fischerei verstehen sie sich überhaupt so gut, und die Werkzeuge, die sie dazu gebrauchen, sind so künstlich erdacht, und werden mit so vieler Geschiklichkeit von ihnen angewandt, daß wir sie deswegen nicht genug bewundern konnten.

Alle ihre Werkzeuge bestehen aus einem steinernen Beile, einem knöchernen Meissel, der gemeiniglich aus dem Armbeine eines Mannes, von der Hand bis zum Ellbogen, gemacht ist; aus einer Raspel von Korallen, und aus einer Feile, wozu sie sich der scharfen Haut eines Fisches und des Korallensandes bedienen. Damit bauen sie Häuser und Kähne; damit behauen sie die Steine; damit fällen, spalten, schnitzeln und glätten sie ihr Bauholz.

Sie haben zweierlei Arten von Kähnen, deren eine Ivahahs, die andere **Pahies** genannt wird. Die erstern sind bis auf 72 Fuß lang, aber größtentheils nur einen, selten zwei Fuß breit. Sie bedienen sich derselben, theils zum Gefecht, theils zum Fischen, und theils zu kleinen Reisen nach den be-

nachbarten Inseln. Die zum Kriege bestimmten Kähne laufen niemals einzeln aus, sondern es werden ihrer je zwei und zwei durch starke Stangen an einander gebunden, doch so, daß sie etwa drei Fuß von einander bleiben. Ueber diesen Stangen wird auf dem Vordertheile der Kähne ein Gerüst angelegt, welches auf Pfosten ruht, die ohngefähr 6 Fuß hoch sind. Auf diesem Gerüste stehen dann die Krieger, deren Gewehr in Schleudern und Spießen besteht. Unter den Gerüsten sitzen die Ruderer. Diese haben zugleich das Geschäft, die Verwundeten herunter zu nehmen, und den Abgang derselben zu ersetzen. Das Vorder- und Hintertheil dieser Kähne ist stark gebogen und ragt hoch empor; lezteres bis zu 17 oder 18 Fuß.

Die Pahies sind ebenfalls von verschiedener Größe, von 30 bis zu 60 Fuß lang, aber auch nur ungemein schmal. Diese unterscheiden sich von jenen vornehmlich dadurch, daß sie, ihrer Bauart wegen, ein grösseres Gewicht tragen können. Auf beiden bedient man sich der Segel und der Ruder zugleich.

Es ist merkwürdig, daß dieses Volk das Wetter, vorzüglich den Wind, aus gewissen Wettermerkzeichen weit zuverläßiger, als wir, vorauszusagen weiß. Auf ihren längern Reisen richten sie sich bei Tage nach der Sonne, und zur Nachzeit nach den Sternen. Die leztern unterscheiden sie alle durch besondere Namen; wissen, an welchem Theile des Himmels sie in jedem Monate sichtbar sind, und, welches einen europäischen Sternseher vielleicht befremden

fremden dürfte; sie wissen auch die Zeit ihres jährlichen Sichtbarwerdens und Verschwindens mit grosser Genauigkeit anzugeben.

Von der Art, wie sie die Zeit eintheilen, waren wir zwar nicht im Stande, einen vollkommenen Begriff zu erlangen; aber so viel glaubten wir doch zu bemerken, daß sie das Jahr in dreizehn Theile oder Monate zerlegen, und zu jedem derselben 29 Tage zählten. Der Tag und die Nacht zusammen genommen sind bei ihnen in 12 Theile, jeden zu zwei Stunden gerechnet, eingetheilt, wovon 6 zum Tage und 6 zur Nacht gerechnet werden.

Im Zählen gehen sie von Eins bis Zehn, nach der Zahl der Finger; und ohngeachtet sie für jede Zahl einen besondern Namen haben: so bezeichnen sie dieselben doch an den Fingern. Ueberhaupt wurden ihre Gespräche unter einander mit so ausdruksvollen Gebehrden begleitet, daß auch ein Fremder ihre Meinung leicht errathen konnte.

Die Sprache ist sehr sanft und melodisch. Sie hat einen Ueberfluß an Selbstlautern, und wir lernten sie leicht aussprechen. Den Eingebohrnen aber fiel es außerordentlich schwer, die Töne unserer Mundart nachzuahmen. Es ist hiervon schon oben geredet worden. Um dem jungen Leser doch wenigstens etwas von dieser Sprache bekannt zu machen, setze ich aus dem Verzeichnisse von Wörtern, welche wir hier sammelten, einige her:

Pupo	der Kopf.	Ooopa	eine Taube.
Oama	die Brust.	Aaa	die Wurzel.
Oboo	der Bauch.	Aeo	Fleisch.
Rema	der Arm.	Toto	Blut.
Tapoa	die Füße.	Huru-huru	Haar.
Booa	ein Schwein.	Mannu	ein Vogel.

Dies mag zu einem Vorschmacke genug seyn.

Leute, die so einfach und ungekünstelt leben, werden natürlicher Weise auch selten krank. So lange wir hier waren, sahen wir keinen, der an einer bedeutenden Krankheit darnieder gelegen hätte. Die Besorgung der Kranken ist hier, wie in allen andern Ländern, deren Bewohner noch nicht üppig und schwelgerisch geworden sind, also auch noch keiner eigentlichen Aerzte bedürfen, den Priestern überlassen. Die ganze Methode aber, deren diese sich hier bedienen, besteht in Gebeten und Ceremonien. Wenn der Priester den Kranken besucht, so wiederholt er gewisse Formeln; macht alsdann aus Kokosblättern verschiedene Figuren von niedlicher Arbeit; bindet einige derselben an die Finger, andere an die Zehen des Kranken, und läßt oft, wenn er weggeht, etliche Zweige von einem Baume zurük, den sie E'midho nennen. Diese Ceremonien werden so lange wiederholt, bis der Kranke entweder geneset oder stirbt. Im ersten Falle behaupten sie, daß das Mittel ihn wieder hergestellt habe; im andern aber, daß das Uebel unheilbar gewesen sey. Fast wie bei uns.

In der Wundarzneikunst scheinen sie größere Geschiklichkeit zu besitzen. Wenn man von den fürch-

terlichen

terlichen Narben, die Einige an sich trugen, schliessen dürfte: so sollte man fast glauben, daß sie in diesem Stücke sogar uns Europäern überlegen wären. So war z. B. unser Frennd Tupia ehemals mit einem Spieße dergestalt von hintenzu durchbohrt worden, daß das Gewehr ihm vorn, nahe unter der Brust, wieder herausgekommen war. Und doch war er völlig wieder hergestellt. Man muß indeß bedenken, daß, die Wiedereinsetzung der Gliedmaassen bei Verrenkungen und Knochenbrüchen ausgenommen, der Wundarzt selbst zur Heilung einer Wunde nur wenig beitragen kann; daß der Eiter selbst der beste Wundbalsam ist, und daß die Natur, wenn nur die Säfte des Körpers rein sind und der Kranke mäßig ist, weiter keine Mithülfe zur Heilung der gefährlichsten Wunde nöthig habe, als die, daß der Schaden rein gehalten werde.

Von der Religion dieses Volks haben wir keine deutliche und zusammenhängende Begriffe erlangen können; vielleicht auch deswegen nicht, weil keine deutliche und zusammenhängende Begriffe, wie das mit mehreren Volksreligionen der Fall ist, dabei zum Grunde liegen. Wir fanden auch hier das Meiste in angebliche Geheimnisse eingehüllt und durch augenscheinliche Widersprüche verwirrt. Da bringe einer einmal etwas Zusammenhängendes und Lichtvolles heraus!

Die gottesdienstliche Sprache ist auch hier, wie in China und anderwärts, von derjenigen, welche man im gemeinen Leben redet, gänzlich verschieden; so

so daß Tupia, der sich viel Mühe gab, uns zu unterrichten, es ungemein schwer fand, sich verständlich zu machen. Sonderbar, daß bei so vielen Völkerg die religiöse Sprache, welche billig die verständlichste seyn sollte, gerade die dunkelste und unverständlichste zu seyn pflegt! Gleichsam, als wenn die Menschen besorgten, daß der Weg zur Glükseligkeit gar zu eben, gar zu gerade und zu unverfehlbar sey, und deswegen recht absichtlich in rauhe und dunkle labyrinthische Krummgänge umgeschaffen werden müsse! Folgende Meinungen dieses Volks glauben wir indeß mit ziemlicher Zuverläßigkeit herausgebracht zu haben.

„Die Welt hat ihren Ursprung zweien Urwesen zu verdanken. Die höchste Gottheit, welche eins von diesen höchsten Wesen ist, heißt Taroataihitumuh; das andere hingegen, welches ursprünglich ein Fels war, wird Tepapa genannt. Eine Tochter des leztern, das Jahr, Tettowmatatayo genannt, erzeugte mit dem erstern die 13 Monate; diese verheiratheten sich unter einander und brachten die Tage hervor.“

„Auch die Sterne sind theils unmittelbare Abkömmlinge jenes ersten Paars, theils haben sie sich nachher unter einander erzeugt. Eben dieses gilt auch von den verschiedenen Pflanzenarten. Noch brachten jene beiden ein Geschlecht von untergeordneten Göttern hervor, die sie Eatuas nennen. Zwei von diesen Eatuas bewohnten von langen Zeiten die Erde, und wurden die Stammeltern der Menschen.“

Der

„Der erste von ihnen erzeugte Mensch war rund, wie eine Kugel; aber seine Mutter war sehr geschäftig, seine Gliedmaßen auszudehnen, bis es ihr endlich gelang, ihm die jetzige menschliche Form zu geben. Da nannte sie ihn Eothe, d. i. etwas Vollendetes.“

„Außer der obbenannten Tochter bekamen die ersten beiden Urwesen auch einen Sohn, Namens Tane. Von diesem glaubt man, daß er an den Angelegenheiten der Menschen einen größern Antheil nehme, als die oberste Gottheit selbst. Sie richten daher auch ihr Gebet häufiger an jenen, als an diese.“

„Die untergeordneten Gottheiten oder die Eatuas sind sehr zahlreich und zwar von beiderlei Geschlecht. Die männlichen werden von den Männern, die weiblichen von den Weibern geehrt. Jedes Geschlecht hat daher auch seine besondern Morais, von denen das andere ausgeschlossen ist. Männer versehen indeß das Priesteramt für beide; nur daß jedes Geschlecht seine besondern Priester hat.“

„Die Unsterblichkeit der Seele wird auch hier geglaubt. Es giebt, sagt man, zwei verschiedene Oerter, wohin die Seelen der Verstorbenen kommen, aber nicht, je nachdem sie hier gelebt haben, sondern nur je nachdem sie zu diesem oder jenem Stande gehörten. Der eine Ort nämlich ist der Sammelplatz für die Anführer und für die obersten Stände überhaupt, der andere für die geringeren Stände. Von Belohnungen und Strafen nach dem Tode scheint

man

man hier nichts zu wissen. Ja man glaubt nicht einmal, daß die Gottheiten von den Handlungen der Menschen etwas erfahren. Ihre Religion ist daher durchaus uneigennützig; und wenn sie ihre Götter anbeten, so geschieht es nicht um etwas von ihnen zu haben, sondern bloß aus einer demüthigen Empfindung ihrer eigenen Niedrigkeit, und der unaussprechlichen Vortreflichkeit der göttlichen Vollkommenheiten."

Die priesterliche Würde ist hier erblich. Dieser Stand ist zahlreich, und besteht aus Leuten von allerlei Range. Der oberste Priester wird als der nächste nach dem Könige geehrt. Die ganze Gelehrsamkeit dieser geistlichen Herrn besteht darinn, daß sie die Namen und die Rangordnung der verschiedenen Eatuas oder Untergötter anzugeben, und den Ursprung der Dinge auf die obenbeschriebene Weise zu erklären wissen. Diese ihre Theologie haben sie in einzelne Denksprüche eingekleidet, welche durch mündliche Tradition fortgepflanzt werden. Aber auch in der Schiffahrt und in der Sternkunde sind die Priester dem gemeinen Volke an Einsichten überlegen. Daher kommts, daß der Name Priester (Tahowa) hier auch einen Mann von Einsicht bedeutet.

Wenn einer von diesen Indianern sich seinem Morai nähert, so geschieht es allemal mit einer ehrfurchtvollen Demuth; nicht weil er irgend etwas von den daselbst befindlichen Sachen für heilig hält; sondern weil er an diesem Orte eine unsichtbare

Gott-

Gottheit verehrt, gegen welche er allezeit die tiefste Ehrfurcht und Demuth äußert, ohngeachtet er weder Belohnungen von ihr erwartet, noch Strafen von ihr fürchtet. Indem er zu dem Morai hinzutritt, um sein Gebet zu verrichten oder seine Gabe auf den Altar zu legen: so entblößt er sich allemal erst den Oberleib, welches, wie wir oben gehört haben, hier ein Zeichen der Ehrfurcht ist. Seine Blicke und Geberden drücken die ehrerbietigen Empfindungen, die ihn in diesem Augenblicke beleben, noch viel deutlicher aus. Seine ganze Seele scheint dabei auf die unsichtbare Gottheit gerichtet zu seyn: denn etwas Bildliches scheinen diese Leute nicht zu verehren.

Was die Regierungsform auf dieser Insel betrift, so giebt es hier zwei unabhängige Beherrscher, deren jeder über eine von den beiden Halbinseln regiert, aus welchen dieses Land besteht. Der Name dieser Könige ist Earihrähie. Auf diese folgen die Earihes oder Freiherrn, die nur über eine gewisse Gegend, wie bei uns die Güterbesitzer, zu befehlen haben. Von dieser Art von Freiherrn mag es gegen 100 geben. Die unterste Klasse des Volks besteht aus Toutous oder Leibeigenen. Diesen liegt die mühsamste Arbeit ob; sie bauen das Land, holen Holz und Wasser ein, fangen Fische, und bereiten unter der Aufsicht der Hausfrau die Mahlzeiten.

Mit dem Kinde des Freiherrn wird es eben so, wie mit dem Kinde des obersten Beherrschers gehalten; es erbt nämlich, sobald es geboren ist, die

Würde

Würde und Macht seines Vaters, die dieser von dem nämlichen Augenblicke an verliert. Es fügt sich daher oft, daß einer, der gestern noch Earih war, und dem man sich nicht anders, als mit entblößtem Oberleibe nähern durfte, heute, wenn seine Frau in der vergangenen Nacht niedergekommen ist, als ein bloßer Privatmann daher geht, indem alle Ehrenbezeugungen, die vorher ihm erwiesen wurden, nunmehr seinem neugebornen Kinde zugefallen sind, vorausgesezt, daß man für gut gefunden hat, dieses am Leben zu lassen, welches nicht immer der Fall ist, und welches ein unmenschlicher Gebrauch hier lediglich der Willkühr der Eltern überlassen hat.

14.

Beschreibung einiger andern Inseln in der Nachbarschaft von Otaheite; Lustspiele der dasigen Einwohner.

Wir segelten gemächlich von Otaheite fort, und richteten unsern Lauf nach derjenigen Gegend hin, wo, nach Tupia's Aussage, eine von den benachbarten Inseln liegen sollte, die er Huaheine nannte. Seiner Versicherung nach sollte es daselbst Schweine, Federvieh und Früchte in Menge geben; und dies bewog uns, darnach hin zu steuern.

Wir erblikten diese Insel schon am folgenden Tage; aber eine mit leichten Lüften abwechselnde

Windstille hielt uns noch 24 Stunden auf, bevor wir sie erreichen konnten. Unser Tupia betete bei dieser Gelegenheit oft zu seinem Gott Tane und bat um Wind. Er rühmte sich dabei jedesmal einer pünktlichen Erhörung seines Gebets; allein er wußte es auch jedesmal gar klüglich darauf anzulegen, daß die pünktliche Erhörung nicht wohl ausbleiben konnte; denn er fieng sein Gebet an den Tane niemals eher an, als wenn er aus zuverläßigen Anzeigen schließen konnte, der Wind sey schon so nahe, daß er das Schiff erreichen müßte, bevor er noch mit seinem Gebete zu Ende gekommen seyn würde.

Als wir uns der Insel Huaheine näherten, so kamen einige Kähne vom Lande her auf uns zu; allein sie wagten es nicht eher ganz heran zu kommen, bis sie unsern Tupia erblikten. Dieser flößte ihnen sogleich Muth und Vertrauen ein. In einem der Kähne befand sich der König der Insel selbst, nebst seiner Gemahlin. Wir gaben uns gegenseitig Freundschaftsversicherungen, und darauf geruheten Ihre Majestäten bei uns an Bord zu kommen.

Lange staunten sie alles, was sie hier sahen, mit stummer Bewunderung an, ohne eine einzige Frage darüber zu thun. Nach und nach wurden sie vertrauter sowohl mit uns, als auch mit dem, was sie bei uns sahen. Nach einer Weile that der König, welcher Orih hieß, mir zum Merkmale seiner Freundschaft den Vorschlag: ob wir unsere Namen gegen einander vertauschen wollten? Der Vorschlag wurde angenommen, und nun hieß er, so lange wir

beisammen waren, Coohik — denn so sprach er meinen Namen aus — und ich hieß Orih. Wir fanden zwischen diesen Leuten und denen auf Otaheite die größte Aehnlichkeit an Gestalt, Kleidung, Sprache und Sitten; nur daß sie, wenn anders Tupia uns die Wahrheit sagte, nicht so geneigt zum Diebstahl waren, als jene.

Des Nachmittags kamen wir in einem kleinen vortreflichen Hafen an der westlichen Seite der Insel glüklich vor Anker. Ich gieng sogleich in Begleitung des Herrn Banks, Solander, Monkhouse, Tupia, des Königs Coohik und einiger andern, ans Land. Sobald wir den Fuß auf den Strand sezten, entblößte sich Tupia bis an den Unterleib, und verlangte von Herrn Monkhouse, daß er ein Gleiches thun sollte. Es geschahe. Er sezte sich hierauf vor einer großen Menge von Eingebohrnen nieder; wir Europäer aber mußten auf sein Verlangen uns hinter ihn stellen. Alsdann fieng er eine Rede, oder vielmehr ein Gebet an, welches ohngefähr eine Viertelstunde dauerte. Der König, der ihm gegen über stand, antwortete ihm von Zeit zu Zeit, und zwar, wie wir vermutheten, in gewissen Formeln, die unter ihnen bekannt und üblich sind. Während dieser Rede überreichte er auch, zu verschiedenen Zeiten, zwei Schnupftücher, ein schwarzes seidenes Halstuch, einige Glaskorallen, zwei kleine Federbüsche und einige Plantanen, als ein Geschenk an ihren Eatua oder Gott. Dagegen empfieng er für unsern Eatua ein Schwein, einige junge Plantanen und zwei kleine Federbüsche. Dieß alles mußte auf sein Geheiß

an Bord des Schiffes gebracht werden. Nach Beendigung dieser Feierlichkeit, durfte jedermann frei und sicher gehen, wohin es ihm beliebte. Tupia aber verfügte sich sogleich nach einem von den Morak's, um seine Gabe zu bringen.

Das Einhandeln der Lebensmittel gieng hier äußerst langsam von statten. Denn so oft wir etwas feil boten, wollte keiner es auf sein eigenes Urtheil kaufen, sondern sammelte allemal vorher das Gutachten von 20 bis 30 Leuten ein, worüber denn sehr viel Zeit verloren gieng. Indeß bekamen wir doch eilf Ferkel und drei sehr große Schweine.

Beim Abschiednehmen beschenkte ich den König mit einem kleinen zinnernen Teller, mit folgender Inschrift: Sr. Brittanischen Majestät Schiff, der Ueberwinder, Lieutenant Cook, Befehlshaber: am 16 Julius 1769. Huaheine. Ich fügte einige Rechenpfennige hinzu, die den Stempel englischer Münzsorten hatten; und er versprach mir, keines davon jemals zu veräußern. Ich hielt diese Sachen für ein eben so dauerhaftes Zeugniß, daß diese Insel von uns zuerst entdekt worden sey, als irgend ein anderes, welches ich hätte zurüklassen können. Wir giengen hierauf wieder unter Segel.

Die Einwohner dieser Insel dünkten uns etwas größer und stärker, als die auf Otaheite. Herr Banks maaß einen von den Männern, und fand ihn 6 Fuß und viertehalb Zoll hoch. Aber sie sind dabei so träge, daß sich keiner von ihnen wollte be-

wegen lassen, mit ihm auf die Berge zu steigen. Sie würden, sagten sie, vor Ermattung umkommen, wenn sie es wagen wollten, hinaufzuklettern. Die Weiber sind hier sehr weiß, und weißer als auf Otaheite. Beide Geschlechter schienen hier wenig furchtsam, aber auch weniger neugierig, als dort zu seyn. Ein Kanonenschuß erschrekte sie zwar; aber sie fielen dabei nicht nieder, wie unsere Freunde zu Otaheite anfangs allemal thaten. Dieser Unterschied kam aber wohl bloß daher, daß man hier noch nicht, wie dort, die zerstörenden Wirkungen unserer Feuerwaffen zu seinem Schaden wahrgenommen hatte.

Einer von ihnen, der Tupia's Versicherung, daß diese Leute nicht zum Stehlen geneigt wären, unwahr machen wollte, wurde auf der That ertappt. Als man ihn aber bei den Haaren ergriff, versammelten sich die Uebrigen um ihn her, und erkundigten sich, womit er uns beleidiget hätte? Man sagte ihnen die Ursache, und — zu ihrem Ruhme sey's gesagt! — sie äußerten nicht nur ihren Unwillen darüber, sondern verordneten auch dem Diebe eine tüchtige Tracht Schläge, die ihm denn auch auf der Stelle gegeben ward.

Wir segelten noch an dem nämlichen Tage nach einer zweiten in der Nachbarschaft gelegenen Insel, welche Ulietea heißt. Auch hier fanden wir einen guten Hafen und legten uns vor Anker. Einige der Eingebohrnen, worunter auch ein Frauenzimmer war, kamen in zweien Kähnen zu uns an das Schiff, und

und brachten uns ein junges Schwein. Wir beschenkten sie dagegen mit einigen Nägeln und Glaskorallen, worüber sie sehr viel Vergnügen bezeigten. Tupia hatte oft eine große Furcht vor den Männern zu Bolabola, einer andern Insel, die man von hieraus liegen sehen konnte, geäußert, und uns erzählt, daß sie die Insel Ulietea erobert hätten. Er versicherte uns jezt, daß wenn wir hier blieben, diese kriegerischen Leute gewiß am folgenden Morgen herabkommen und uns angreifen würden. Wir beschlossen daher, die noch übrige Tageszeit zu nützen, und giengen sogleich ans Land.

Tupia wiederholte hier die obenbeschriebene religiöse Ceremonie; ich aber stekte eine englische Flagge auf, und nahm von dieser und den drei benachbarten Inseln, Huaheine, Otaha und Bolabola, die man von hier aus insgesamt sehen konnte, im Namen Sr. Großbrittanischen Majestät Besiz.

In einem Hause, welches neben einem Morai stand, fanden wir, außer einigen Ballen von hiesigen Tüchern und verschiedenen andern Sachen, auch das Modell eines Kahns, das ohngefähr drei Fuß lang war, und an welches acht menschliche Kinnbacken gebunden waren. Wir wußten schon, daß die Kinnbacken auch hier, wie auf Otaheite, zu Siegeszeichen gebraucht werden, und Tupia behauptete, daß die gegenwärtigen von solchen Eingebohrnen herrührten, die bei der Eroberung der Insel von den Bolabolanern wären erschlagen worden. Vermuthlich sollte das Modell eines Kahns, woran

die Ueberwinder diese Siegeszeichen befestiget hatten, das Sinnbild ihrer Landung seyn.

Wir verweilten hier bis zum fünften Tage, ohne von den Bolabolanern im mindesten beunruhiget zu werden. Beim Auslaufen verursachte uns der Schiffer einen plözlichen Schrecken, der aber glüklicher Weise ohne Folgen blieb. Ich hatte diesen Mann mit dem Senkblei auf das Vordertheil des Schiffes gestellt und ihm befohlen, unaufhörlich zu sondiren. Plözlich hörten wir ihn zu unserm nicht geringen Schrecken: Zwei Klafter! rufen. Nun wußte ich freilich wohl, daß das Schiff wenigstens 14 Fuß tief im Wasser gieng, und daß es also ganz unmöglich war, daß eine solche Untiefe unter dem Kiel seyn könne: allein ich erschrak doch im ersten Augenblicke nicht wenig darüber, weil man in solchen Fällen nicht alsobald seine ganze Besonnenheit zusammen zu haben pflegt. Glüklicher Weise kamen wir damals mit dem bloßen Schrecken davon; der Schiffer mußte sich also geirrt haben, oder das Schiff mußte eben damals hart an einem Korallenfelsen hingelaufen seyn, deren viele in der Gegend dieser Insel aus dem Grunde des Meers so steil, wie eine Mauer, emporsteigen.

Troz der Furcht unsers Tupia hatte ich mir vorgenommen auch bei den Kriegern auf Bolabola einen Besuch abzustatten. Wir erreicheten diese Insel bald; allein widrige Winde widersezten sich unserer Landung und nöthigten uns noch einmal nach

Ulietea zurük zu segeln, und auf der westlichen Seite derselben vor Anker zu gehn.

Indeß ich hier nun beschäftiget war, Wasser und Ballast einnehmen zu lassen, brachten die Hrn. Banks und Solander einen sehr vergnügten Tag am Lande zu. Man bezeigte ihnen eben so viel Ehrfurcht, als Vertrauen. Die Eingebohrnen schienen eben so überzeugt zu seyn, daß diese Herrn ihnen schaden könnten, wenn sie wollten, als davon, daß sie ihnen etwas zu Leide zu thun nicht die geringste Neigung hätten. Männer, Weiber und Kinder versammelten sich in Menge um sie her und folgten ihnen überall auf dem Fuße nach. Aber keiner war ihnen im mindesten beschwerlich. Sie bestrebten sich vielmehr um die Wette ihnen, wo sie nur konnten, behülflich zu seyn. Kam man z. B. an eine Pfütze, so stritten sie um die Ehre, die Fremdlinge auf dem Rücken hinüber zu tragen.

Man führte sie nach den Wohnungen der Oberhäupter hin; und hier wurden sie auf eine feierliche Weise empfangen. Das Volk stellte sich nämlich jedesmal in zwei Reihen, und ließ sie alsdann durch eine breite Gasse bequem in die Wohnung eingehn. Hier fanden sie alles zu ihrem Empfange vorbereitet. Auf dem Boden war eine Matte ausgebreitet, auf dem hintern Ende derselben saß die Familie des Hauses, und auf beiden Seiten stand ein Theil des Volks, welcher vorausgelaufen war, in Ordnung gestellt. In dem ersten Hause, welches sie besuchten, fanden sie einige junge Kinder, die ungemein niedlich

 gekleidet

gekleidet waren. Diese blieben auf ihrer Stelle sitzen, und schienen zu erwarten, daß die Fremden zu ihnen kommen, und ihnen Geschenke machen sollten. Unsere Herrn thaten dieses mit dem größten Vergnügen; denn diese Kinder waren so sehr niedlich gekleidet und so artig, als sie deren je gesehen hatten. Das eine derselben war ein Mädchen von ohngefähr sechs Jahren. Ihr Rok oder Oberkleid war roth, und um den Kopf trug sie eine Menge geflochtenen Haars; ein Putz, den man hier höher schäzt, als irgend sonst etwas, was sie um und an sich haben. Dieses kleine Geschöpf saß am obern Ende einer ohngefähr 30 Fuß langen Matte, auf welche keiner von den Zuschauern den Fuß zu setzen sich erkühnte. Sie lehnte sich auf den Arm einer Frauensperson, die ihre Amme zu seyn schien. Indem unsere Reisende sich ihr näherten, strekte sie die Hand aus und empfienge die Glaskorallen, die man ihr überreichte, mit einem so gefälligen Anstande, als eine europäische Prinzeßin nur immer hätte thun können.

Das Volk war über das diesem Kinde gemachte Geschenk so vergnügt, daß es auf nichts anders dachte, als wie es den Herrn Banks und Solander wieder etwas Angenehmes erzeigen könnte. In dieser Absicht ließ der Hausherr eines von diesen Häusern ihnen zu Ehren einen Tanz anstellen, dergleichen sie bisher noch nicht gesehen hatten.

Die Hauptperson bei diesem Tanze war ein Mann, der damit anfieng, sich einen ohngefähr 4 Fuß hohen, walzenförmigen Korb auf den Kopf zu setzen, dessen

dessen oberer Rand mit aufrechtstehenden Federn besezt war, die sich vorwärts neigten. Rings umher hatte er ihn mit Seehundszähnen und mit Schwanzfedern tropischer Vögel eingefaßt. Mit diesem Kopfputze ausgeziert, fieng er damit an, daß er sich sehr langsam bewegte und dabei den Kopf so herumdrehete, daß der obere Theil seiner hohen Korbmütze einen Kreis beschrieb. Er kam dabei zuweilen dem Gesichte eines Zuschauers so nahe, daß dieser schnell zurük prellte; welches denn jedesmal für einen herrlichen Spaß galt, der ein lautes Gelächter erregte, besonders wenn er bei einem von den Fremden angebracht wurde.

Als wir am folgenden Tage abermals ausgiengen, um noch einige Lebensmittel einzukaufen: begegnete uns eine Tanzgesellschaft, die aus zwei Tänzerinnen und sechs Männern mit drei Trommeln bestand. Tupia berichtete uns, daß diese Leute zu den angesehnsten Personen der Insel gehörten, und daß sie bloß deswegen im Lande herum zögen, um durch ihren Tanz sich und andern ein Vergnügen zu machen.

Der Anzug der Tänzerinnen war folgender. Um den Kopf hatten sie eine große Menge geflochtenes Haar gewickelt, und zwischen dasselbe hin und wieder Blumen gestekt, und dieses machte den Aufsatz ungemein niedlich. Hals, Schultern, Arme und Brust waren unbedekt; weiter hinab aber trugen sie eine Kleidung von schwarzem Zeuge. Die Brüst war mit Blumen geziert. Auf den Hüften ruhete

eine Menge Tuchs voller Falten, die bis an die Brust hinauf reichten. Unterwärts hieng es gleich einem langen Unterrocke bis auf die Füße hinab. Die erwähnten Falten waren wechselsweise braun und weiß; die Unterröcke hingegen ganz weiß.

In diesem Aufzuge schritten sie mit abgemessenen Tritten seitwärts, und beobachteten zu dem Schalle der Trommeln, welche munter und laut geschlagen wurden, den Tact ganz vortreflich. Bald darauf fiengen sie an, die Hüften zu schütteln, welches dem darauf liegenden gefaltenen Tuche eine sehr schnelle Bewegung mittheilte, welche den ganzen Tanz hindurch fortdauerte, so verschieden auch die Stellungen, die sie annahmen, nur immer seyn mochten. Dies schien uns etwas sehr künstliches zu seyn. Denn ohngeachtet sie bald standen, bald saßen, bald auf den Knieen lagen, bald sich auf die Ellbogen stüzten: so bewegten sie doch dabei unabläßig, sowohl die Falten, als auch die Finger, mit einer fast unbeschreiblichen Geschwindigkeit.

Eins von diesen Frauenzimmern trug drei Perlen, als ein Ohrengehänge. Die eine davon war zwar groß, aber so trübe, daß sie nur noch wenig Werth hatte; die beiden andern waren zwar so groß, als eine Erbse, auch beide klar oder wie man sagt, von gutem Wasser: aber beide waren im Bohren verdorben worden. Dennoch hätte Herr Banks diese Perlen gar zu gern eingehandelt. Er sagte der Besitzerin, daß er ihr dafür geben wollte, was sie nur verlangte: aber sie war nicht zu bewegen sich davon

zu trennen. Er bot ihr hierauf in allerlei Sachen mehr dafür an, als er für vier Schweine gegeben haben würde, und fügte hinzu, daß sie sich außerdem von ihm ausbitten könnte, was ihr nur beliebte; allein umsonst! Sie widerstand der Versuchung, so groß sie auch immer war, und wollte lieber ihre Perlen behalten. Ein Beweis, daß dieser Schmuk hier für etwas sehr Schäzbares gehalten werden müsse.

Zwischen den Tänzen der Frauenzimmer führten die Männer eine Art von theatralischer Vorstellung auf, die sowohl aus Gesprächen, als aus Tänzen bestand. Den Inhalt davon konnten wir, unserer eingeschränkten Sprachkenntniß wegen, nicht errathen. Am folgenden Tage sahen Einige von unserer Gesellschaft ein viel größeres und regelmäßigeres Schauspiel an, welches ordentlich in vier Handlungen eingetheilt war.

Unser Tupia hatte uns oft gesagt, daß er ehemals auf dieser Insel große Güter besessen habe, welche die Krieger von Bolabola ihm weggenommen hätten. Er zeigte sie uns jezt, und die Eingebohrnen bekräftigten seine Aussage. Er war also auch auf dieser Insel ein Mann von Wichtigkeit gewesen, ohngeachtet er nicht hier, sondern auf Otaheite lebte.

Nachdem wir hier einige Tage zugebracht hatten, schikte uns Opuhni, ein Geschenk von drei Schweinen, einigem Federvieh, eine beträchtliche Menge von Früchten, und verschiedene Stücken Tuchs, welche

welche größer waren, als wir sie je gesehen hatten, indem jedes derselben 150 Fuß in der Länge enthielt. Die Eingebohrnen waren sehr geschäftig, uns auf diesen Vorzug aufmerksam zu machen, indem sie die Tücher ganz auseinander wickelten. Se. Majestät ließen uns dabei sagen, daß sie dermalen auf dieser Insel residirten und Willens wären, uns am folgenden Tage einen Besuch zu gönnen.

Wir blieben hierauf den nächsten Tag insgesamt am Bord, und erwarteten daselbst den Besuch des großen Königs; allein es gefiel Sr. Majestät nicht, ihr Wort zu erfüllen. Indessen schikte er doch eine Ambassade an uns ab, welche sich ein Gegengeschenk für ihn erbitten mußte.

Weil nun der große König nicht zu uns kommen wollte: so beschlossen wir zum großen Könige zu gehn; und dieser Entschluß wurde sogleich ausgeführt. Wir erwarteten in dem Manne, der das Schrecken aller benachbarten Inseln war, einen jungen nervigten Krieger, mit einer geistvollen Miene und von unternehmendem Charakter zu sehn; wie sehr fanden wir uns aber getäuscht, da wir einen armseligen, schwächlichen, abgelebten und verwelkten Greis in ihm erblikten, der vor Alter halb blind und so dumm und träge war, als wir jemals einen König gesehen hatten. Wir überreichten ihm unser Geschenk; und da dasselbe seinen Beifall hatte, so ließ er uns ein Schwein dagegen geben. Sein gewöhnlicher Aufenthalt war auf Otaha; da er nun hörte, daß wir am folgenden Tage in unsern Böten

dahin zu rudern gedächten, so versprach er, uns zu begleiten.

Dies geschahe denn auch wirklich. Sobald wir auf Otaha gelandet waren, machte ich ihm ein Geschenk von einer Axt, und hofte, er würde sich dadurch bewegen lassen, seine Unterthanen aufzumuntern, uns einige Lebensmittel zu überlassen: allein diese Hofnung schlug uns gänzlich fehl. Wir bekamen im eigentlichen Verstande — nichts. Des Nachmittags ruderte ich nach der nördlichen Spitze der Insel hin; und hier war ich etwas glüklicher: denn es gelang mir, sechs Stük Schweine, eben so viel Stük Federvieh, und einige Früchte einzuhandeln. Um 10 Uhr des Nachts gelangten wir wieder an Bord.

Herr Banks hatte uns auf dieser Lustreise nicht begleitet: er lag unterdeß, wie gewöhnlich dem Handel ob. Des Nachmittags machte er einen Gang ins Land. Hier stieß er abermals auf die obenerwähnte Tanz- und Schauspielergesellschaft. Sie bestand noch aus den nämlichen Personen, nur daß noch ein Frauenzimmer hinzugekommen war. Die Tänze der Damen waren immer einerlei, aber die Zwischenspiele der Männer drükten jedesmal eine besondere Geschichte aus.

Als er am folgenden Tage abermals ins Land gieng, fand er die nämliche Gesellschaft wieder, nur in einer andern Gegend. Diesmal führte sie unter andern folgendes Schauspiel auf. Die Acteurs

theilten sich in zwei Partheien, die durch die Farbe ihrer Kleider von einander unterschieden waren. Bei der einen, braun gekleideten Parthei stellte einer den Herrn, die übrigen seine Bedienten vor; der andere weißgekleidete Trupp sollte eine Diebsbande seyn. Der Herr gab seinen Leuten einen Korb mit Fleisch in Verwahrung, worauf der Tanz seinen Anfang nahm. Die Weißen suchten im Tanz mancherlei Kunstgriffe anzuwenden, um diesen Korb zu stehlen; und die Braunen bemüheten sich ihrer Seits, sie daran zu verhindern. Nach einer Weile sezten die leztern sich rings um den Korb auf den Boden nieder, lehnten sich auf denselben und schienen einzuschlafen. Plötzlich machten die Ersteren sich diesen Umstand zu Nutze, schlichen leise herbei, hoben sie vom Korbe auf, und liefen mit der Beute davon. Die Schläfer erwachten, bemerkten ihren Verlust, und fiengen, ohne sich weiter darum zu bekümmern, einen neuen Tanz an. Dies war der ganze höchst einfache Inhalt dieser theatralischen Vorstellung.

Wir giengen nunmehr wieder unter Segel; und da wir einen sehr günstigen Ostwind hatten, so gaben wir den Vorsatz, die Insel Bolabola zu besuchen, auf. Indeß lag uns Freund Tupia sehr eifrig an, eine Kugel nach dieser Insel hinzuschießen, vermuthlich, um mit der Macht seiner jetzigen Bundesgenossen gegen die ihm verhaßten Bewohner dieses Landes ein wenig groß zu thun. Ich konnte ihm diesen Gefallen um so leichter erweisen, da uns die Insel in einer Entfernung von sieben Seemeilen liegen blieb, und der Schuß also auch in jeder Be-

trach-

trachtung unschädlich war. Ich ließ also ein Stük abbrennen, und nun war er zufrieden.

Ich gab den hier herumliegenden sechs Inseln den Namen Gesellschaftsinseln, unter welchem der junge Leser sie auf unserer Charte finden wird.

Wir richteten nunmehr unsern Lauf gen Süden hin, und segelten ununterbrochen vier Tage lang, da wir abermals eine Insel erblikten, die unser Tupia Oheteroa nannte. Wir näherten uns derselben; es kam zwischen den Eingebohrnen und unsern Böten, die bis an die Küste gerudert waren, zu einigen Unterhandlungen: allein da wir keinen Ankerplaz entdecken konnten, so hielt ich es nicht der Mühe werth, uns lange bei derselben zu verweilen, und segelte weiter.

15.

Entdeckung der östlichen Küste von Neu-Seeland. Landung auf derselben, und was sich dabei zugetragen.

Wir sezten unsere Fahrt, bald südlich bald wieder westlich steuernd, vom 14ten August bis zum 6ten Oktober, also beinahe zwei Monate lang, auf dem unermeßlichen Südmeere ununterbrochen fort, ohne daß wir in dieser langen Zeit irgend etwas anders zu Gesichte bekamen, als den Himmel und den von ihm umspannten Ocean. Am 25sten August fiel der der Jahrstag unserer Abreise aus England ein. Wir feierten denselben, und ich gab bei dieser festlichen Gelegenheit einen großen Chesterkäse, der bis dahin sorgfältig aufgehoben war, nebst einem Fasse starken Biers zum Besten, welches sich bis dahin vortreflich gehalten hatte. Wir gedachten dabei nicht ohne Rührung unsers Vaterlandes und unserer Freunde, auf der andern Seite der Erdkugel, und vergaßen darüber alle schon überstandene Mühseligkeiten zusamt denen, welche wir noch zu überstehen hatten.

Zwei Tage nachher berauschte sich einer unserer Matrosen so sehr, daß er den Geist darüber aufgeben mußte. Wo er das starke Getränk hergenommen habe, war uns anfangs ein Geheimniß; nachher erfuhren wir, daß der Oberbootsmann, dessen Gehülfe er war, ihm aus bloßer Gutherzigkeit einen

guten Rest von einer Flasche Rum geschenkt hatte. Unsere übrige Mannschaft konnte aus diesem Vorfalle lernen, daß die Unmäßigkeit, wie jedes andere Laster, sich überall — auf der einen Halbkugel eben sowohl als auf der andern — ganz unfehlbar selbst bestraft.

Am 30sten August beobachteten wir einen Kometen. Unser Tupia, der bei dieser Beobachtung zugegen war, stieß, als er ihn sahe, ein heftiges Geschrei aus, und versicherte, daß die Leute von Bolabola, bei Erblickung dieses Himmelszeichens, die Einwohner von Ulietea anfallen und umbringen würden, wenn diese sich nicht durch eine plötzliche Flucht auf die Gebirge zu retten suchten. Warum? darüber blieb er uns die bestimmte Erklärung schuldig. —

Erst am 6ten Oktober wurde vom Mastkorbe aus einmal wieder Land! gerufen. Es lag uns damals in Westen, etwas nördlich; und wir steuerten gerade nach demselben hin. Gegen Abend konnten wir schon vom Verdecke aus etwas davon erblicken, und es schien von beträchtlicher Größe zu seyn.

Am folgenden Tage fiel eine Windstille ein; wir konnten uns daher dem Lande nur sehr langsam nähern. Aber je näher wir ihm kamen, desto mehr dehnte es sich vor unsern Blicken aus. Wir zählten fünf Reihen von Bergen, die sich über einander erhoben, und noch weiter hinterwärts erblikten wir eine Kette von Gebirgen, die über alles emporragte

und erstaunlich hoch zu seyn schien. Was für ein Land es eigentlich seyn mochte, das war uns allen noch ein Geheimniß; es wurde lebhaft darüber gestritten, und die Mehrheit der Stimmen fiel am Ende dahin aus, daß es das unbekannte, so lange vergeblich gesuchte, Südland (Terra australis incognita) wäre, welches wir nunmehr glüklich entdekt hätten.

Wir sahen an verschiedenen Stellen des Landes Rauch aufsteigen — ein Zeichen, daß es bewohnt seyn müsse! Da indessen die Nacht einbrach, so lavirten wir ab und zu. Am folgenden Morgen konnten wir schon deutlich warnehmen, daß die Berge mit Holz bekleidet und daß unter den Bäumen in den Thälern einige von beträchtlicher Größe waren.

Wir liefen auf einen Meerbusen zu; und sahen nach einiger Zeit verschiedene Kähne queer über denselben hinrudern. Die darinn befindlichen Eingebohrnen schienen indeß gar keine Notiz von uns zu nehmen, und giengen ans Land. Wir erbliкten zugleich einige Häuser, die zwar klein, aber niedlich zu seyn schienen. Neben denselben versammelte sich eine beträchtliche Menge von Menschen und sezte sich an den Strand nieder. Auf einer kleinen Halbinsel konnten wir deutlich unterscheiden, daß der Gipfel eines Berges mit ziemlich hohen und regelmäßigen Pallisaden umzäunt war. Dieser Anblik verursachte viel Nachsinnen unter unserer Gesellschaft; Einige hielten den eingezäunten Ort für einen Thiergarten, Andere für eine Rindvieh- oder Schaafhurde. Die Folge bewies, daß beide sich geirrt hatten.

Um

Um 4 Uhr Nachmittags kamen wir an der nordwestlichen Seite der Bai, der Mündung eines kleinen Flusses gegenüber, vor Anker. Die Seiten dieses Busens bestehen aus sehr hohen, weißen Klippen.

Noch ehe der Tag sich neigte, gieng ich in Gesellschaft des Herrn Banks und Solanders und mit einer Parthei bewafneter Mannschaft ans Land. Wir stiegen an der Ostseite des hier mündenden Flusses aus, der ohngefähr 120 Fuß breit war. Da ich aber an dem gegenseitigen Ufer einige Eingebohrne wahrnahm, mit denen ich zu sprechen wünschte: so ließ ich uns von dem kleinen Boote, oder der Jölle, hinübersetzen, und befahl der größern, oder der Pinasse, an der Mündung zu bleiben.

So wie wir uns dem Orte, wo die Eingebohrnen standen, näherten, liefen sie alle davon. Wir stiegen indessen aus, ließen vier Schifjungen zur Bewachung der Jölle zurük, und giengen nach einigen Hütten hin, die ohngefähr 700 Fuß weit vom Ufer ablagen. Plözlich sprangen vier, mit langen Spießen bewafnete Männer aus dem Walde hervor, und rannten nach dem Boote hin, um dasselbe anzugreifen. Die Leute in der Pinasse bemerkten die Gefahr und riefen den Jungen zu, den Fluß hinab zu fahren. Diese ließen sich dies nicht zweimal sagen; aber die Indianer sezten ihnen so hart nach, daß der Bootsmann in der Pinasse für nöthig fand, eine Kugel über ihre Köpfe hinzufeuern. Der Knall machte sie stuzig; sie standen still, und sahen sich

um. Aber da sie sich unverlezt fühlten, so erneuerte sie nach einigen Minuten ihr Nachsetzen und schwenkten ihre Lanzen auf eine drohende Weise. Der Bootsmann feuerte hierauf eine zweite Kugel über ihre Köpfe hin; aber jezt schienen sie des Knalles gar nicht mehr zu achten, sondern der Eine hob seinen Spieß auf, um ihn in das Boot zu werfen. Jezt glaubte der Bootsmann in der Nothwendigkeit zu seyn, Gewalt durch Gewalt abzuhalten; er schoß also den Angreifenden auf der Stelle todt.

Als er fiel, blieben die Andern einige Minuten lang unbeweglich stehn und schienen vor Erstaunen gleichsam versteinert zu seyn. Sobald sie aber wieder zur Besonnenheit kamen, hielten sie für rathsam, sich zurük zu ziehn, und schleppten ihren getödteten Kameraden eine Strecke mit sich fort. Weil aber ihre Furcht je länger je lebhafter werden mogte, so warfen sie ihn bald wieder hin, und liefen davon.

Wir Andern, die wir von dem, was vorgieng, erst durch den Knall des ersten Schusses benachrichtiget wurden, kehrten sogleich mit schnellen Schritten zurük, und stießen im Zurükgehn auf den Indianer, welcher zu Boden gestrekt da lag. Wir besichtigten ihn, und fanden, daß er durchs Herz geschossen war. Es war ein Mann von mittler Größe, von brauner, aber nicht sehr dunkler Farbe, und die eine Seite des Gesichts war in schneckenförmigen Linien sehr regelmäßig tättowirt oder gezeichnet. Seine Kleidung bestand in einem feinen Tuche von einer, uns bisher noch unbekannten Arbeit. Sein Haar

war

war oben auf dem Kopfe in einen Knoten zusammen gebunden. Wir kehrten hierauf sogleich nach dem Schiffe zurük, und konnten von dort aus das Volk sehr eifrig und laut sprechen hören. Vermuthlich war die Rede von dem, was jezt vorgefallen, und was nun zu thun sey?

Am folgenden Morgen sahen wir abermals verschiedene Eingebohrne an dem nämlichen Orte zusammen kommen. Die meisten waren unbewafnet; einige aber hatten lange Picken in der Hand. Da ich nun sehr wünschte, daß es zu einem freundschaftlichen Umgange zwischen ihnen und uns kommen mögte: so ließ ich drei Böte mit Matrosen und Seesoldaten bemannen, und ruderte mit meinen Herrn Reisegefährten und unserm Tupia dem Lande zu.

Ohngefähr 50 von den Eingebohrnen schienen auf unsere Landung zu warten, und sezten sich an dem jenseitigen Ufer des Flusses nieder. Um ihnen nun alle Gelegenheit zur Furcht zu benehmen, gieng ich aus dem kleinen Boote anfangs nur mit den Herrn Banks, Solander und Tupia allein ans Land und gegen sie hin. Aber kaum hatten wir einige Schritte gemacht, so sprangen alle plözlich auf, und Jeder von ihnen bewaffnete sich, Einige mit Lanzen, Andere mit einem kurzen Gewehre aus grünem Talksteine, das ungemein schön geglättet, nur ohngefähr einen Fuß lang, aber so dik war, daß es vier bis fünf Pfund wägen mogte. Tupia rief ihnen in seiner Sprache Frieden zu; allein,

anstatt zu antworten, schwenkten sie ihre Gewehre, und machten Zeichen, daß wir fortgehen sollten.

Um ihnen die Wirkungen unserer Waffen zu zeigen, ließ ich eine Muskete abfeuern, jedoch nicht nach ihnen hin und so, daß die Kugel über dem Wasser hinstreifen mußte. Sie ließen hierauf zwar von ihren Drohungen ab; allein wir hielten es doch für rathsam, uns zurük zu ziehen und erst die Seesoldaten ans Land steigen zu lassen. Dieses war bald geschehen, und ich ließ sie hierauf, unter Vortragung einer kleinen Flagge aufmarschiren und auf einer kleinen Anhöhe sich in Ordnung stellen.

Als dies geschehen war, trat ich abermals, bloß von meinen Herrn Reisegefährten und dem Tupia begleitet, vor. Lezterer mußte sie von neuem anreden, und wir bemerkten mit großem Vergnügen, daß sie ihn vollkommen wohl verstanden, indem ihre beiderseitige Sprache im Grunde eine und eben dieselbe war, nur daß sie in der besondern Mundart etwas von einander abwichen. Er eröfnete ihnen nun, daß wir Lebensmittel und Wasser verlangten und ihnen dafür Eisen geben wollten, wobei er sich bemühete, ihnen die Eigenschaften dieses Metalls, so gut er konnte, zu erklären. Sie waren zum Handel geneigt, und verlangten, daß wir zu ihnen hinüber kommen sollten; denn noch wurden wir durch den Fluß von einander getrennt. Wir willigten ein, aber wir machten zugleich zur Bedingung, daß sie ihre Waffen niederlegen sollten. Dazu wollten sie sich aber auf keine Weise entschließen.

Während

Während dieser Unterhandlung warnete uns Tupia beständig, auf unsrer Hut zu seyn, weil sie noch gar nicht freundschaftlich gegen uns gesinnt wären. Wir verlangten hierauf unserer Seits, daß sie zu uns herüber kommen mögten; und Einer von ihnen ließ sich endlich dazu bewegen. Er zog sich aus, und schwamm, ohne sein Gewehr, zu uns herüber. Ihm folgten alsobald noch zwei andere, und bald nachher auch die meisten der übrigen, an der Zahl ohngefähr fünf und zwanzig.

Wir machten ihnen allen Geschenke von Eisen und Glaskorallen; allein sie schienen beides nicht sehr zu schätzen, am wenigsten das Eisen, weil sie von dem davon zu machenden Gebrauche noch gar keinen Begriff hatten. Sie gaben uns daher auch weiter nichts dafür, als einige Federn. Was ihnen anstand, das waren unsere Waffen; gegen diese erboten sie sich die ihrigen zu vertauschen; aber da wir hierein unmöglich willigen konnten, so versuchten sie ein anderes Mittel, nämlich uns solche aus den Händen zu reissen. Allein da uns Tupia noch immer warnte, auf unserer Hut zu seyn, so sahen wir uns wohl vor, und vereitelten ihre Absicht. Auch ließen wir ihnen durch unsern Freund andeuten, daß im Falle sie noch ferner die geringste Gewalt zu brauchen versuchen sollten, wir gezwungen seyn würden, sie auf der Stelle zu tödten.

Demohngeachtet erhaschte einige Minuten darnach, als Herr Green sich eben umwandte, einer von ihnen den Hirschfänger desselben, zog sich damit

ein wenig zurük, und schwenkte ihn jauchzend über seinen Kopf. Die andern wurden unmittelbar darauf gleichfalls äußerst verwegen; und wir sahen uns daher in die unumgängliche Nothwendigkeit versezt, Gewalt durch Gewalt abzuwehren. Herr Banks feuerte also mit Schroot in einer Entfernung von 45 Fuß auf den Mann, der den Hirschfänger weggenommen hatte. So wie der Schuß ihn traf, hörte er zwar auf zu jauchzen; allein, anstatt den Hirschfänger zurük zu geben, fuhr er fort, ihn um den Kopf zu schwenken, indem er sich allmählig etwas weiter zurük zog. Herr Monkhouse feuerte hierauf mit einer Kugel nach ihm, worauf er augenbliklich zu Boden stürzte. Sobald er fiel, kamen einige der übrigen, die sich nach dem ersten Schusse auf einen in der Mitte des Flusses befindlichen Felsen geflüchtet hatten, zurük, und rannten nach dem Leichnam hin. Der eine ergriff das kurze Handgewehr des Getödteten, ein anderer wollte sich des Hirschfängers bemächtigen, woran er aber durch Herrn Monkhouse gehindert wurde. Jezt rükte der ganze Haufe der Indianer gegen uns an; wir mußten also Feuer auf sie geben. Es geschahe, jedoch nur aus drei mit Schroot geladenen Flinten; und dies war hinreichend, den ganzen Schwarm zur Flucht zu bewegen. Sie schwammen durch den Fluß zurük, und als sie das jenseitige Ufer bestiegen, konnten wir bemerken, daß sie zwei oder drei Verwundete hatten. Mit diesen zogen sie sich allmählig ins Land hinauf, wir aber kehrten äußerst mißvergnügt über diesen unglüklichen Auftritt in unsern Böten nach dem Schiffe zurük.

Am folgenden Tage ruderte ich mit den Böten die Küste entlang, vornehmlich in der Absicht, wo möglich, einige von den Eingebohrnen zu überraschen, sie an Bord zu nehmen und durch gütliche Behandlung und Geschenke ihre Freundschaft zu erwerben. Allein zu meinem Bedauern fand ich keine Stelle, wo ich hätte landen können, weil allenthalben eine gefährliche Brandung an die Küste schlug. Zulezt erblikten wir zwei Kähne, die aus der See nach der Küste eilten, und wovon der eine unter Segel war, der andere aber ruderte. Dies hielt ich für eine günstige Gelegenheit, einige von den Indianern in meine Gewalt zu bekommen, und zwar ohne Unheil, weil die Leute in den Kähnen wahrscheinlich Fischer und unbewafnet waren. Ich vertheilte daher meine drei Böte auf die vortheilhafteste Weise und gab Befehl auf die Kähne Jagd zu machen.

Die Leute in dem einen Kahne bemerkten unsere Absicht bald; strengten deshalb ihre äußersten Kräfte an; erreichten das nächste Land und entwischten. Der andere Kahn hingegen segelte, ohne auf uns zu achten fort, bis er mitten unter uns war. Allein den Augenblik, da die darinn befindlichen Indianer uns erblikten, nahmen sie das Segel ein, ergriffen ihre Ruder, und brauchten diese so hurtig, daß unsere Böte dahinten blieben.

Ich ließ ihnen durch den Tupia zurufen: sie mögten zu uns kommen; es sollte ihnen kein Leid widerfahren; allein sie mogten es für sicherer halten, sich auf ihre Ruder, als auf unsere Verheissungen

zu

zu verlassen: denn sie fuhren fort, sich so geschwind als möglich zu entfernen. Ich befahl hierauf eine Musketenkugel über sie hinzufeuern, in der Hofnung, daß sie das erschrecken und vielleicht bewegen würde, aus dem Kahne ins Wasser zu springen. Sie wurden auch wirklich dadurch stutzig gemacht, hörten auf zu rudern, und fiengen an, ihrer sieben an der Zahl, sich zu entkleiden. Wir bildeten uns ein, es geschehe dies, um über Bord zu springen; allein es war ganz anders gemeint. Sie wollten keinesweges fliehen, sondern fechten.

Als daher eins unserer Böte sie einholte, fiengen sie den Angriff mit ihren Rudern, mit Steinen und mit anderen Gewehren so nachdrüklich an, daß wir aus Nothwehr gezwungen zu seyn glaubten — auf sie zu feuern. Und leider! hatte jeder von denen, welche schoßen, seinen Mann nur zu gewiß genommen; denn nicht weniger als vier Indianer stürzten nieder, und die drei übrigen, welche Jungen waren, sprangen augenbliklich ins Wasser. Der älteste von diesen mogte ohngefähr neunzehn, der jüngste eilf Jahr alt seyn. Jener schwamm ungemein hurtig, und widersezte sich denen, die ihm einholten und ins Boot nehmen wollten, aus allen Kräften; allein er wurde doch zulezt übermannt, und die beiden andern wurden ohne sonderliche Mühe gleichfalls aufgefangen.

Ich weiß, daß das menschliche Gefühl des jungen Lesers sich hier gegen mich und mein Verfahren gegen diese unschuldigen Wilden empören wird.

Mein eigenes Herz empört sich jezt auch darüber, und ich fühle das ganze Gewicht der Fragen, welche hier mancher menschenfreundliche Leser an mich richten wird; dieser nämlich: wer mir das Recht gab, Menschen, denen ich nichts zu befehlen hatte, zwingen zu wollen, sich meinem Willen zu fügen? Worinn das Verbrechen dieser Leute bestand; und was mich berechtigen konnte, sie tödten zu lassen, weil sie meinem Versprechen nicht trauten und es nicht für rathsam fanden, sich der Gewalt wildfremder Menschen zu überlassen? Ich kann auf diese und ähnliche Vorwürfe, die ich jezt bei kaltem Blute nur zu gegründet finde, bloß Folgendes erwiedern: nach der Absicht meiner Reise war es eine meiner ersten Pflichten, mich zu bemühen, eine, so viel möglich, genaue Kenntniß dieses Landes zu erlangen; diese konnte ich nun aber, nach den oben beschriebenen fruchtlosen Versuchen der Güte, nicht anders erlangen, als indem ich auf eine feindliche Art in dasselbe eindrang. Dennoch hatte der Wunsch, fernere Feindseligkeiten, wo möglich zu verhüten, mir den Entschluß eingegeben, einige von den Eingebohrnen aufzufangen, ihnen nichts als Liebes und Gutes zu erweisen, und sie dadurch zu bewegen, unsere Fürsprache bei ihren Landsleuten zu werden. In sofern waren meine Absichten gewiß unsträflich, um so mehr, da ich keine Ursache hatte, zu besorgen, daß es darüber zu einem Kampfe zwischen uns kommen würde. Dies geschahe nun aber wider meine Erwartung, und da die Indianer den Anfang zu Feindseligkeiten machten: so sahe ich mich freilich genöthiget, Gewalt durch Gewalt abzuhalten. Nun

ist es zwar wahr, daß es nicht nöthig gewesen wäre, so vielen von ihnen das Leben zu rauben: allein man muß bedenken, daß in solchen Umständen, sobald man einmal Befehl zum Feuern gegeben hat, niemand das Uebermaaß des Feuers dämpfen, noch dessen Wirkungen bestimmen kann.

Ich muß indeß dem Urtheile der Welt und meiner Leser stehen, und wenn dieses, wie ich besorge, dennoch ungünstig für mich ausfallen sollte: so wird es mir zu nicht geringem Troste gereichen, wenn durch die Misbilligung meines Verfahrens Andere in ähnlichen Lagen sich werden bewegen lassen, behutsamer und menschlicher zu Werke zu gehen.

Sobald die armen Elenden, die wir aus dem Wasser gezogen hatten, im Boote waren, sezten sie sich gebükt nieder, und erwarteten ohne Zweifel, augenbliklich hingerichtet zu werden. Wir eilten daher, sie durch alle mögliche Mittel vom Gegentheile zu überzeugen. Wir versorgten sie mit Kleidern, und überhäuften sie mit Geschenken und Freundschaftsbezeugungen. Dies alles rührte sie um so mehr, je gewisser sie eine ganz andere Behandlung von uns erwartet hatten. Sie giengen daher plözlich von der größten Furcht und Bekümmerniß zur lebhaftesten Freude über.

Sobald wir mit ihnen an Bord gekommen waren, boten wir ihnen Brod an, welches sie sehr begierig verschlangen; und als unsere Mittagsmahlzeit aufgetragen ward, bezeigten sie nicht minder Lust,

von

von allem, was sie sahen, ebenfalls zu kosten. Eingesalzenes Schweinefleisch zogen sie indeß allen andern Gerichten vor.

Des Abends verzehrten sie eine zweite Mahlzeit eben so begierig. Jeder von ihnen aß sehr viel Brod dabei und trank über eine Kanne Wassers dazu. Wir ließen ihnen hierauf ihre Betten zurechte machen, und sie begaben sich dem Ansehen nach, sehr zufrieden zur Ruhe. Allein sobald die Zerstreuungen des Tages aufgehört und der stillen Urberlegung Plaz gemacht hatten, hörte man sie auf ihrem Lager häufige und laute Seufzer ausstoßen. Tupia, welcher ungemein viel Aufmerksamkeit für sie hatte, stand daher wieder auf, und machte sie durch sein freundliches Zureden nicht nur wieder ruhig, sondern auch aufgeräumt. Wir Andern trugen hierzu gleichfalls nach Vermögen bei. Sie wurden darüber wieder so munter, daß sie ein fröhliches Lied anstimmten, welches sie mit einer Annehmlichkeit sangen, die uns in Verwunderung sezte. Die Melodie war langsam und feierlich, wie etwa die der Psalmen, und bestand aus ganzen und halben Tönen.

Die Gesichter und Mienen dieser Jungen drükten Geist und Empfindung aus. Besonders hatte der mittlere, welcher ohngefähr funfzehn Jahr alt seyn mogte, etwas Freimüthiges in seinem Ansehn und etwas Ungezwungenes und Grades in seinem ganzen Betragen. Wir fanden, daß die beiden ältesten Brüder waren.

Gegen

Gegen Morgen schienen sie alle ungemein aufgeräumt zu seyn, und verzehrten das Frühstük mit unersättlichem Heisshunger. Wir kleideten sie hierauf an, und schmükten sie, nach ihrer Landessitte, mit Armbändern, Fußschnüren und Halstüchern aus. So ausgepuzt wollte ich sie ans Land setzen, in der Hofnung, daß die Eingebohrnen durch diesen Anblik und durch ihre Erzählung von unserm liebreichen Betragen gegen sie, sich würden bewegen lassen, Vertrauen zu uns zu fassen und alle feindseligen Gesinnungen gegen uns abzulegen. In dieser Absicht ließ ich das Boot ausheben, und sagte ihnen, daß wir sie nunmehr wieder ans Land führen wollten.

Diese Nachricht brachte sie vor Freuden außer sich. Sobald sie aber bemerkten, daß wir nicht nach derjenigen Gegend, wo wir sie aufgefangen hatten, sondern nach unserer ersten Landungsstelle am Flusse hinruderten, verwandelte sich ihre Freude auf einmal in Traurigkeit, und sie baten uns sehr flehentlich, daß man sie an diesem Orte nicht ans Land setzen mögte. Wir fragten: warum nicht? und ihre Antwort war: weil diese Gegend von ihren Feinden bewohnt würde, die sie tödten und auffressen würden. Wir glaubten damals, dieses lezte Wort nicht buchstäblich verstehen zu müssen; allein es zeigte sich in der Folge leider! nur zu deutlich, daß es wirklich im eigentlichsten Sinne genommen war.

Da ich schon einen Officier und eine Parthei Mannschaft vorausgeschikt hatte, so beschloß ich nichts desto weniger an der besagten Stelle zu landen,

und

und es dann dem freien Willen der jungen Indianer zu überlassen, ob sie von uns weg gehen oder bei uns bleiben wollten; weil ich keinesweges gesonnen war, sie irgend einer Gefahr auszusetzen.

Wir giengen also wirklich mit ihnen ans Land; und ihre Abneigung dagegen schien nach und nach sich zu vermindern. Endlich faßten sie von freien Stücken den Entschluß, uns hier wirklich zu verlassen; und als wir sie über den Fluß gebracht hatten, nahmen sie, wiewohl nicht ohne einen augenscheinlichen Kampf und mit Vergiessung einiger Thränen Abschied von uns. So bald sie fort waren, giengen wir nach einem in der Ferne liegenden Sumpfe hin, um Enten zu schießen, die wir allda in großer Menge sahen; und ich ließ vier Mann von den Seesoldaten auf einer gegenüber liegenden Anhöhe, von welcher man die Gegend übersehen konnte, uns zur Seite marschiren.

Als wir ein paar tausend Schritte zurük gelegt hatten riefen uns diese Soldaten zu: daß ein starkes Korps Indianer zum Vorschein komme und eilfertig heranrücke. Auf diese Nachricht zogen wir uns zusammen, und hielten es für das Beste, nach den Böten zurük zu eilen. Sobald wir den Rükweg angetreten hatten, sprangen die drei indianischen Burschen plözlich aus einem Gebüsche hervor, worin sie sich verstekt hatten, und baten, daß wir sie wieder in unsern Schuz nehmen mögten. Dies ward sogleich bewilliget, und wir eilten nun mit schnellen Schritten den Böten zu.

Als die Indianer, welche in zwei Haufen heranrükten, wahrnahmen, daß wir uns zusammengezogen hatten, giengen sie etwas langsamer, wodurch wir einen ziemlichen Vorsprung gewannen. Dies war sehr glüklich für sie und uns; weil es sonst wahrscheinlicher Weise nicht ohne Blutvergießen würde abgelaufen seyn. Denn als wir an das Ufer des Flusses kamen, hatte die Pinasse sich weit von da entfernt, und das kleine Boot mußte dreimal hin und her fahren, ehe es uns alle hinüber schaffen konnte.

Wir hatten also Zeit, bevor die Indianer anrükten, uns auf dem jenseitigen Ufer in Ordnung zu stellen. Jezt kamen sie heran; aber nicht, wie wir erwartet hatten, in einem Haufen, sondern je zwei oder drei auf einmal. Im kurzen belief sich ihre Zahl auf ohngefähr 200 Mann, welche insgesamt bewafnet waren. Da wir nun sahen, daß an eine friedliche Unterhandlung mit diesen Leuten nicht zu denken war, und wir der Nothwendigkeit, Menschenblut zu vergießen, auszuweichen wünschten: so standen wir schon im Begriff, wieder in die Böte zu steigen und nach dem Schiffe zurük zu rudern, als einer von unsern jungen Indianern plözlich ausrief, daß sein Oheim mit unter den Leuten wäre, und daß er mit diesem reden wollte. Wir machten hierauf mit Vergnügen Halt, und es entstund nun wirklich eine Unterredung zwischen den Indianern und dem Tupia, wobei unsere jungen Freunde alles, was wir ihnen geschenkt hatten, als Zeichen unserer Güte und Freigebigkeit, vorwiesen. Gleichwohl wagte

wagte es noch immer keiner von ihnen, zu uns herüber zu kommen.

Noch lag der Leichnam des Mannes, den wir gestern getödtet hatten, unbegraben auf dem Strande. Als unsere indianischen Burschen dies bemerkten, giengen sie nach ihm hin, und bedekten ihn mit einigen von den Kleidern, die wir ihnen geschenkt hatten. Kaum war dieses geschehen, so schwamm von den gegenseitigen Indianern ein einzelner Mann, und zwar der Onkel des jüngsten Knaben zu uns herüber. Er brachte einen grünen Zweig mit; und da wir vermutheten, daß dies hier, so wie auf Otaheite, ein Sinnbild des Friedens sey: so nahmen wir es nicht nur an, sondern machten ihm auch verschiedene Geschenke, und luden ihn ein, mit uns an Bord des Schiffes zu gehen. Aber dazu war er nicht zu bewegen.

Als wir uns hierauf von ihm trennten, vermutheten wir, daß sein Neffe und die beiden andern jungen Indianer bei ihm bleiben würden: allein zu unserer großen Verwunderung wollten sie lieber mit uns gehen. Sobald wir hinweg waren, pflükte er einen andern grünen Zweig ab, näherte sich mit demselben dem Leichname, schritt dabei seitwärts, machte allerhand Ceremonien, und warf dann den Zweig gegen den Körper hin. Hierauf kehrte er wieder zu seinen Landsleuten an das jenseitige Ufer zurük.

Alle versammleten sich rings um ihn her, und blieben über eine Stunde lang beisammen, ohne sich,

dem Ansehen nach, weiter um uns zu bekümmern. Wir hingegen waren neugieriger als sie; wir beobachteten sie an Bord des Schiffes durch Ferngläser, und sahen daß einige von ihnen auf einer Art von Flöße über den Fluß sezten, den Leichnam auf eine Tragbahre legten, und ihn forttrugen. Den andern Leichnam ließen sie noch immer an dem Orte liegen, wo derselbe von Anfang her war gelassen worden.

Nach dem Mittagsessen ließ ich die jungen Indianer durch den Tupia fragen: ob sie jezt noch etwas darwider hätten, an eben dem Orte, wo wir mit dem Oheim des einen zusammen gewesen waren, ans Land gesezt zu werden? Sie verneinten diese Frage; und als ich hierauf ein Boot beorderte, sie dahin zu bringen, so stiegen sie ganz munter in dasselbe ein. Man erreichte das Ufer; sie sprangen vergnügt ans Land, und giengen fort. Allein sobald man hierauf das Boot wieder abgestoßen hatte, kehrten sie nach der Landungsstelle zurük, wadeten ins Wasser und baten eifrigst, daß man sie wieder mit ans Schiff nehmen mögte. Der kommandirende Unterofficier, welcher gemessenen Befehl hatte, sie da zu lassen, konnte diese Bitte nicht erfüllen. Sie mußten also zurük bleiben und wir waren vom Schiffe aus sehr aufmerksam, um zu sehen, wie es ihnen gehen würde.

Mit Hülfe unserer Ferngläser erbliken wir einen Mann, der auf einem Floßholze über den Fluß fuhr und sie nach einem Orte hinbrachte, wo ohngefähr 50 Eingebohrne versammlet waren. Diese stellten

sich

sich um sie her, und blieben in dieser Stellung auf dem nämlichen Flek bis zu Sonnenuntergang. Als sie sich endlich in Bewegung sezten, sahen wir deutlich, daß unsere drei jungen Freunde sich von ihnen absonderten, an den Strand herab kamen, mit ihren Händen dreimal gegen das Schiff winkten, und alsdann ganz munter zu ihren Gefährten zurük liefen. Diese giengen hierauf ganz ruhig nach derjenigen Gegend hin, von welcher die Burschen uns gesagt hatten, daß es ihre Heimath wäre. Wir konnten hieraus mit großer Wahrscheinlichkeit schliessen, daß ihnen kein Leid widerfahren würde; besonders da wir bemerkten, daß man ihnen alles ließ, was wir ihnen geschenkt hatten.

Nachdem es finster geworden war, hörten wir, wie gewöhnlich laute Stimmen vom Lande her, deren Bedeutung wir nie erfahren konnten.

16.

Fahrt von dem ersten Landungsplatze bis nach dem Cap. Turnagain (Kehrum) und zurük nach Tolaga; Nachricht von verschiedenen Begebenheiten.

Am folgenden Morgen um sechs Uhr verließen wir diese unwirthbare Gegend, der ich den Namen Armuthsbai (Poverty-Bai) beilegte, weil wir von allem, was wir bedurften, nichts als ein wenig Holz allhier bekommen konnten. Wir steuerten längst der Küste nach Süden hin.

Des Nachmittags fiel eine Windstille ein. Als hierauf die Eingebohrnen der gegen uns über liegenden Küste bemerkten, daß wir nicht weiter segelten, stießen verschiedene von ihnen in Kähnen ab, und näherten sich uns bis auf etwa 500 Schritt. Weiter wagten sie sich nicht heran, ohngeachtet Tupia alle Kräfte seiner Lunge und seiner Beredsamkeit anstrengte, um sie dazu zu bewegen. Unterdeß sahen wir einen andern Kahn aus der Armuthsbai herankommen, welcher vier Leute am Bord hatte. Diese ruderten gerade auf uns zu, ohne sich an die übrigen zu kehren; und sobald sie das Schiff erreicht hatten, kamen sie auf unsere Einladung sogleich an Bord. Ihr Beispiel flößte den Andern Muth ein; sie kamen also gleichfalls heran, und im Kurzen hatten wir ihrer ohngefähr 50 am Bord.

Wir bemühten uns hierauf, ihnen Freude zu machen, und überhäuften sie mit Geschenken. Aber je mehr wir ihnen gaben, destomehr wollten sie haben, so, daß sie zulezt alles, was sie bei sich hatten, sogar ihre Kleidungsstücke vom Leibe und die Ruder aus ihren Kähnen, feil boten. Nur zwei von ihnen waren bewafnet, und zwar mit dem schon oben genannten kurzen Handgewehre aus grünem Talksteine. Dieses Werkzeug, welches sie Pätu-Pätu nennen, ist mit einem Handgriffe und mit einer scharfen Schneide versehn; und ich bin gewiß, daß sie die dikste Hirnschale damit auf einen Streich zerspalten können.

Wir unterließen nicht bei dem Mann aus der Armuthsbai nach unsern indianischen Jungen Erkundigung einzuziehn; und zu unserm Vergnügen meldete er uns; sie wären wohlbehalten daheim; und ihre Erzählung von der Gütigkeit, womit sie von uns wären behandelt worden, hätte ihn bewogen, gleichfalls zu uns zu kommen.

Diese Leute gaben uns alle Merkmale von Freundschaft, und luden uns herzlich ein, zu ihnen ans Land zu kommen. Ich wollte indeß lieber meine Entdeckungen fortsetzen, als wieder nach der Bai zurük kehren, weil ich mit Grunde vermuthen konnte, daß wir nächstens einen bessern Hafen finden würden.

Ohngefähr eine Stunde vor Sonnenuntergang ruderten die Kähne mit den wenigen Rudern, die sie

noch behalten hatten, wieder weg. Drei von der Gesellschaft waren, ich weiß nicht wie, im Schiffe zurük gelassen worden. Sobald wir dies entdekten, riefen wir den Kähnen zu; aber kein einziger derselben wollte zurük kehren. Dies befremdete uns; noch mehr aber mußten wir uns über die zurük gebliebenen Indianer wundern, die, statt Verlegenheit oder Bekümmerniß zu äußern, vielmehr äußerst aufgeräumt waren, uns mit Tanzen und Liedern nach ihrer Art belustigten, sich hierauf ihr Nachtessen wohl schmecken ließen, und endlich ruhig zu Bette giengen.

Bald nach dem Einbruch der Nacht erhob sich ein gelinder Wind, und trieb uns um einige Seemeilen weiter, bis eine neue Windstille einfiel. Als die Indianer bei Anbruch des Tages die Entfernung bemerkten, überfiel sie Schrecken und Bestürzung; sie klagten laut, und unter vielen Thränen über ihren Zustand schienen sie ganz in Verzweiflung zu gerathen. Tupia beruhigte sie indeß, wiewohl mit vieler Mühe. Als wir hierauf wieder unter Segel giengen, liessen sich zum Glük für die armen Verlassenen zwei Kähne sehn, welche sich dem Schiffe näherten. Ganz heran wollten sie aber doch nicht kommen. Ehe es sich nun entschied, ob unsere Indianer durch jene erlöset werden würden oder nicht, waren diese in großer Unruhe, und baten ihre Landsleute, sowohl durch Zurufen, als auch durch Gebehrden, auf das flehentlichste, daß sie doch ans Schiff heran kommen mögten. Tupia verdolmetschte uns, was sie sagten, und wir wunderten uns nicht wenig, als

sie unter andern Bewegungsgründen auch diesen mit anführten: daß wir keine Menschen äßen. Wir fiengen nun am im Ernst zu glauben, daß diese abscheuliche Gewohnheit unter ihnen herrsche; und leider! zeigte es sich in der Folge nur zu sehr, daß wir ihnen durch diesen Argwohn gar kein Unrecht gethan hatten. Endlich wagte sich einer von den Kähnen an das Schiff, und ein alter Mann, dessen Kleidung und Gewehr ein Oberhaupt zu verrathen schienen, kam zu uns an Bord. Das Gewehr war ein Pätu-Pätu, aus einem Wallfischknochen gemacht. Er hielt sich nur eine kurze Zeit bei uns auf, und nahm beim Weggehen unsere Gäste, zu ihrem und unserm Vergnügen mit sich fort.

Während daß wir unsern Lauf längst der Küste hin fortsezten, sahen wir von Zeit zu Zeit eine Menge von Eingebohrnen, welche zusammen liefen. Auch konnten wir verschiedene angebaute Ländereien deutlich unterscheiden. Einige schienen ganz kürzlich umgegraben zu seyn und lagen in Furchen, wie gepflügte Aecker; andere standen schon voller Pflanzen. Auf dem Rücken der Berge erblikten wir abermals eingezäunte Oerter, wovon wir die Absicht nicht errathen konnten. In der Folge zeigte es sich, daß es eine Art von Festungen war.

Wir gelangten zu einer, unweit der Küste liegenden Insel, die ich **Portland** nannte. Indem wir dieselbe umsegelten, gerieth das Schiff unvermuthet in seichtes Wasser und über unebenen Grund. Wir entkamen indeß der Gefahr zu scheitern glüklich.

An der felsigten Küste des festen Landes hatte sich unterdeß eine große Menge von Eingebohrnen versammlet, die uns sehr aufmerksam zusahen. Vermuthlich schlossen sie aus unserer Geschäftigkeit an Bord, daß wir in Verlegenheit wären; und es schien, als wollten sie aus diesem Umstande Vortheil ziehn. Denn sie stießen fünf stark bemannte und wohlbewaffnete Kähne in großer Eile vom Lande ab, und gaben ihre feindseligen Gesinnungen durch Schreien, durch Schwenken ihrer Lanzen und durch drohende Gebehrden zu erkennen. Indem sie so auf uns zuruderten, fieng ich an für unser kleines Boot besorgt zu werden, welches vorausgeschikt war, um zu sondiren. Wir feuerten daher, um die Indianer zurük zu schrecken, eine Musketenkugel über ihre Köpfe hin; und da diese die gehofte Wirkung nicht hervorbrachte, so ließ ich einen Traubenschuß aus einem Vierpfünder dergestalt abbrennen, daß die Kugeln in einer kleinen Entfernung von ihnen ins Wasser schlagen mußten. Dies that eine bessere Wirkung: denn auf den Knall der Kanone erhoben sie ein Geschrei, trieben ihre Kähne zusammen, und ruderten ungesäumt nach dem Lande zurük.

Aehnliche Auftritte, die wir mit den Eingebohrnen hatten, übergehe ich mit Stillschweigen, um meine Leser nicht durch Einförmigkeit zu ermüden, Folgender verdient indeß erzählt zu werden.

Es waren abermals verschiedene Kähne herbeigekommen, und die darinn befindlichen Indianer boten uns einige todte, bereits in Fäulniß übergegangene

Fische zum Kauf an. Wir handelten sie ihnen ab, ohngeachtet wir sie nicht brauchen konnten, lediglich um einen freundschaftlichen Verkehr mit ihnen zu haben. Diese Leute führten sich sehr wohl auf; und wir würden als gute Freunde von einander geschieden seyn, wenn nicht ein großer Kahn, mit 22 bewafneten Leuten bemannet, dreist gegen das Schiff heran gekommen wäre. Wir sahen bald, daß dieses Boot nichts zu verhandeln hatte, schenkten aber doch den darinn befindlichen Leuten zwei oder drei Stük Tuch, von welcher Waare sie große Liebhaber zu seyn schienen. Ich beobachtete, daß ein Mann eine schwarze Haut über die Schultern hängen hatte, die dem Fell eines Bären ähnlich war. Da ich nun gern gewußt hätte, von was für einem Thiere dieselbe eigentlich genommen war: so bot ich dem Besitzer ein Stük rothen Boy dafür an, und der Tausch schien ihm zu gefallen. Er zog das Fell ab und hielt es empor; hergeben wollte er es aber nicht eher, als bis er den Boy wirklich dagegen empfangen haben würde. Ich wollte ihm mit Vertrauen zuvor kommen, und befahl das Stük Zeug hinabzureichen. Aber kaum hatte er es empfangen, so fieng er, anstatt das Fell dagegen herauf zu reichen, mit erstaunlicher Kaltblütigkeit an, beides, die Haut und das Zeug in einen Korb einzupacken. Das Ding verdroß mich; ich verwies ihm sein ungerechtes Verfahren und forderte das Fell: allein umsonst! Meine Vorstellungen machten nicht den geringsten Eindruk auf ihn. Er ruderte vielmehr, ohne darauf zu antworten, mit den übrigen Kähnen von uns weg. In einer kleinen Entfernung stießen sie auf

einen Haufen zusammen, und kehrten nach einer kurzen Berathschlagung nach dem Schiffe zurük. Die Fischer boten uns abermals einige unnütze Fische an, und wir kauften sie ihnen ab. Unter denen, welche an der Seite des Schiffes standen, um diese Fische in Empfang zu nehmen, befand sich Tupia's kleiner Junge, Tayeto. Einer von den Indianern, dem dieser Knabe vermuthlich ein Lekerbissen zu seyn schien, ersahe seine Gelegenheit, pakte ihn plözlich an und riß ihn in den Kahn hinab. Ihrer zwei hielten ihn sodann in dem Vordertheil des Kahns nieder, die andern ruderten eilfertig mit ihm davon, und die übrigen Kähne folgten ihnen nach. Das war nun ohnstreitig mehr, als wir zugeben durften. Ich gab Befehl, auf die im Hintertheil des Kahns zu feuern; einer davon wurde getroffen, und die übrigen ließen den Jungen fahren. Dieser sprang sogleich ins Wasser und fieng an zu uns zurük zu schwimmen. Als die Indianer in dem großen Kahne dies bemerkten, sezten sie ihm nach, um ihn wieder aufzufangen. Ich ließ daher einige Musketen und eine Kanone auf sie abbrennen, welches ihrem Nachsetzen sogleich ein Ende machte. Es wurde hierauf in der Geschwindigkeit ein Boot ausgesezt und der arme Schelm unverlezt aufgefangen. Allein er war so sehr erschrocken, daß er eine Zeitlang seiner Sinne beraubt zu seyn schien. Einige unter uns, die mit ihren Ferngläsern den Kähnen bis ans Gestade nachsahen, bemerkten, daß man drei Männer von der indianischen Gesellschaft den Strand hinauf trug, die also entweder todt oder durch die empfangenen Wunden ganz gelähmt seyn mußten.

Sobald

Sobald der arme Tayeto sich von seinem Schrecken erholt hatte, brachte er dem Tupia einen Fisch, und sagte ihm, daß er denselben seinem Eatua oder Gott zum Dankopfer für seine Rettung geben wolle. Tupia lobte seine Frömmigkeit, und befahl ihm, den Fisch ins Meer zu werfen, welches er denn auch that.

Da wir nunmehr schon sechs Tage lang gegen Süden gesteuert hatten, ohne einen Hafen zu finden, und das Land, je weiter wir kamen, immer weniger Hofnung machte, daß wir unsern Wunsch erfüllt sehen würden: so beschloß ich, wieder umzukehren, und die Küste nach Norden hin zu untersuchen. Einem hohen Vorgebirge mit gelblichen Klippen, dem wir um diese Zeit gerade gegen über waren, gab ich, dieses Umstandes wegen, den Namen Kehrum (Turnagain), den man auch auf unserer Charte finden wird.

Am zweiten Tage unserer Rükfahrt sahen wir gegen Abend einen Kahn von der Küste abstoßen und gerade auf uns zukommen. Er erreichte uns. Es waren sechs Personen darinn, von welchen zwei, dem Ansehn nach, Oberhäupter, die andern Bediente waren. Jene kamen auf unsere Einladung sogleich an Bord, befahlen aber ihren Leuten in dem Kahne zu bleiben. Wir begegneten ihnen freundschaftlich, und sie von ihrer Seite gaben uns ihr Vergnügen darüber zu erkennen. Sie begleiteten uns in die Kajüte; und sie wurden in kurzer Zeit so zutraulich gegen uns, daß sie uns zu erkennen gaben:

sie hätten sich vorgenommen, bei uns zu übernachten. Diese Ehre hatten wir weder erwartet noch gewünscht; ich that daher nachdrükliche Vorstellungen dagegen, und gab ihnen zu verstehn, daß das Schiff wahrscheinlicher Weise von der Gegend, wo es jezt wäre, am folgenden Morgen weit entfernt seyn würde. Allein sie beharrten bei ihrem Vorsatze; ich mußte also, wenn ich gegen Leute, die uns so zu viel Zutrauen bewiesen, keine Gewalt brauchen wollte, darein willigen. Um mehrerer Sicherheit willen that ich ihnen jedoch den Vorschlag, auch ihre Bedienten an Bord zu nehmen und ihren Kahn ins Schiff zu heben. Sie machten keine Einwendung dagegen, und es geschahe also.

In meinem Leben habe ich keine so offenherzige und edle Gesichtsbildung gesehen, als die des Einen von den beiden Oberhäuptern. Auch fühlte ich mich gezwungen, nach einem kurzen Umgange mit ihnen, Vertrauen zu beiden zu fassen, und allen Verdacht, daß sie irgend eine unfreundliche oder feindselige Absicht gegen uns haben könnten, gänzlich aufzugeben. Sie besichtigten alles mit großer Aufmerksamkeit und Wißbegierde, und nahmen die Kleinigkeiten, die wir ihnen schenkten, sehr dankbar an. Aber zum Essen und Trinken wollte sich keiner von beiden bewegen lassen, dahingegen ihre Bedienten alles, was sie bekommen konnten, sehr gefräßig verzehrten. Sie gaben uns zu verstehen, daß sie von unserer Güte und Freigebigkeit gegen die vorher an Bord gewesenen Eingebohrnen gehört hätten: aber ihr Zutrauen gegen uns war dem ohngeachtet ein Beweis von einer seltenen Herzhaftigkeit.

Ich legte die Nacht über bei, und erst mit Anbruch des folgenden Morgens gieng ich wieder unter Segel. Gegen sieben Uhr waren unsere Gäste bereit, uns wieder zu verlassen. Sie wunderten sich zwar, als sie sahen, wie weit sie von Hause entfernt waren: aber sie ließen ganz und gar keine Unruhe darüber spüren. Auch ruderten sie nicht nach dem Orte zurük, wo wir sie gestern aufgenommen hatten, sondern landeten dem Schiffe gerade gegen über. Um diese Zeit sahe ich andere Kähne von der Küste abstoßen; ich sezte aber meinen Lauf, ohne ihre Ankunft zu erwarten, nach Norden hin, fort.

Am folgenden Tage lief ich in eine Bai ein, in der ich aber nicht so viel Schuz wider Wind und Wellen fand, als ich mir von ihr versprochen hatte. Dies würde mich bewogen haben, sie alsobald wieder zu verlassen; aber da die anwohnenden Eingebohrnen, welche voll Vertrauen zu uns kamen, sich alle so ausnehmend freundlich gegen uns bezeigten: so beschloß ich, hier etwas zu verweilen, um die Gelegenheit, noch mehr Kenntnisse von dem Lande, seinen Bewohnern und Producten einzuziehn, nicht ungenüzt vorbeigehen zu lassen.

Ich gieng in Begleitung der Herrn Banks und Solander ans Land. Die Eingebohrnen empfiengen uns daselbst mit allen Merkmalen der Freundschaft, und waren ungemein sorgfältig nichts zu thun, wovon sie wußten oder vermutheten, daß es zuwider seyn würde. Dahin rechne ich z. B. daß sie, um uns kein Mistrauen einzuflößen, sich nur

Fami-

Familienweise, nicht aber in starken Haufen um uns her versammleten. Diese kleinen Trupps kamen auch nicht zu uns heran, sondern sie sezten sich auf den Boden nieder; und luden uns durch Winken ein, daß wir zu ihnen kommen mögten. Wir erfüllten denn ihren Wunsch und machten ihnen kleine Geschenke.

Als ich am folgenden Morgen eine starke Parthei Mannschaft ans Land beordert hatte, um frisches Wasser einzunehmen, sezten sich die Eingebohrnen zu ihnen hin, und schienen ihnen mit Vergnügen zuzusehn, mischten sich aber doch nicht unter sie. Sie trieben indeß einen kleinen Verkehr mit einander, besonders für Tuch; und bald nachher giengen die Indianer an ihre gewöhnlichen Arbeiten, als ob kein Fremder da gewesen wäre. Einige von ihnen ruderten in ihren Kähnen zum Fischen aus, und als die Zeit des Mittagsessens herbei kam, begab sich Jeder nach seiner Wohnung; nach vollendeter Mahlzeit kehrten sie zurük.

Durch dieses bescheidene und freundliche Betragen ermuntert, wanderten die Herrn Banks und Solander, ohne alles Mistrauen und ohne viel Behutsamkeit an der Bai umher, fanden daselbst eine Menge unbekannter Pflanzen, und schossen einige ausnehmend schöne Vögel. Unterwegens sprachen sie in verschiedenen Hütten der Eingebohrnen ein, und sahen bei dieser Gelegenheit Manches von der Lebensart derselben. Man zeigte ihnen, ohne die geringste Zurükhaltung, alles, was sie zu sehen ver-

verlangten. Ihre Mahlzeiten, woran sich durch die Zwischenkunft der Fremden nie stören ließen, bestanden aus Fischen, wozu sie, anstatt des Brodtes, die Wurzel einer Art von Farrenkraut aßen. Diese wird von ihnen gedörrt, dann mit einem Stecken so lange geschlagen, bis die äußere dürre Haut davon abfällt. Das Uebrigbleibende ist eine weiche etwas klebrigte und süße Substanz, die zwar keinen unangenehmen Geschmak, aber viel holzartige Fäden und Fasern hat, die sich nicht wohl genießen lassen. Einige Indianer aßen sie gleichwohl mit; allein die meisten von ihnen brachten sie wieder aus dem Munde und ließen sie in ein Körbchen fallen, welches jeder von ihnen zu diesem Behufe bei sich stehen hatte. In andern Jahrszeiten müssen sie ohne Zweifel einen Ueberfluß an vortreflichen Pflanzen haben: aber zahme Thiere, die Hunde ausgenommen, welche klein und häßlich waren, sahen wir gar nicht bei ihnen.

Herr Banks gerieth an einige ihrer angebauten Felder hin, und fand das Erdreich eben so gut und sorgfältig bearbeitet und bepflanzt, als in den besten Gärten in England. Außer einigen, diesem Lande eigenen Gewächsen, hatten sie auch süße Kartoffeln und Kürbisse angebaut. Jene waren in kleinen Häufchen, bald Reihenweise, bald Rautenförmig, aber alle so regelmäßig gesezt, als ob es nach der Schnur geschehen wäre. Diese waren in kleine Vertiefungen von Gruben, ohngefähr eben so, wie in England, gesteckt. Die sämtlichen angebauten Felder dieser Gegend schienen gegen 200 englische Morgen zu seyn, deren

jeder

jeder zu 660 Fuß lang und 66 breit gerechnet wird. Alle Einwohner dieser Gegend beliefen sich nicht über 100 Köpfe; daß also auf jeden Kopf zwei Morgen Acker fielen, welches allerdings viel ist. Jedes Feld war mit Rohren eingezäunt, die so dicht an einander standen, daß kaum eine Maus dazwischen durchkriechen konnte.

Die hiesigen Weiber, welche schon von Natur nicht schön waren, machten sich dadurch noch viel häßlicher, daß sie sich die Gesichter mit rothen Oker oder Bergroth und Oel beschmierten. Die Gesichter der Mannspersonen waren nicht durchgängig so geschminkt; doch sahen wir einen, der sich den ganzen Leib und sogar die Kleider mit trockenem Bergroth gefärbt hatte. Er hielt ein Stük dieser Farbe in der Hand, und war unermüdet, seinen Staat beständig wieder neu aufzutragen, sobald nur irgend ein wenig davon abgegangen war.

An persönlicher Reinlichkeit kamen diese Indianer unsern Freunden auf Otaheite nicht bei: aber Eine Art von Reinlichkeit sahen wir bei ihnen, worinn sie jene sogar übertrafen, und wovon es vielleicht unter keinem andern indianischen Volke ein Beispiel giebt. Jede Familienwohnung nämlich, war mit einem Abtritte versehn, und auf dem Boden sahe man nirgends dergleichen Unreinigkeiten. Auch war alles, was von ihren Speisen weggeworfen wurde, so wie auch jeder andere Unrath, in ordentliche Düngerhaufen zusammen geschüttet, die sie vermuthlich für ihre Felder brauchen.

Gegen

Gegen Abend, da unsere Böte noch mit Wassereinnehmen beschäftiget waren, ersuchte Herr Banks die Indianer, daß sie ihn und seine Begleiter in einem ihrer Kähne ans Schiff hinbringen mögten. Diese ließen sich sogleich bereitwillig dazu finden; und unsere Europäer, acht an der Zahl, stiegen ein. Diese kleinen Fahrzeuge erfordern, daß diejenigen, welche darinn fahren, das genaueste Gleichgewicht beobachten. Hiermit unbekannt versahen es die unsrigen, und der Kahn schlug um, und zwar, was das Schlimmste war, gerade in der Brandung. Es büßte indem niemand das Leben dabei ein; allein durch diesen Zufall vorsichtiger gemacht, blieb die eine Hälfte der Gesellschaft, um den Kahn nicht zu überfüllen, so lange am Lande, bis die andere an Bord gebracht war. Dann wurde auch diese von den andern Indianern hingebracht.

Ich vertauschte diese Bai, welche dem Schiffe keine hinlängliche Sicherheit gewährte, mit einer andern, nicht weit davon belegenen, welche die Stelle eines Hafens füglicher vertreten konnte. Hier legte ich also das Schiff vor Anker; und wir giengen abermals ans Land.

Einige von uns hatten hier eine Unterhaltung mit einem alten Indianer, von dem sie sich die Kriegsübungen dieses Landes, sowohl mit der Lanze, als auch mit dem oben schon beschriebenen Pätu-Pätu vormachen ließen. Er stekte zu diesem Behuf einen Pfahl in die Erde, der den Feind vorstellen mußte; auf diesen gieng er dann mit dem grimmigsten Ge-

sichte los, schwenkte die Lanze und stieß sie hierauf dem Feinde in den Leib. Hierauf rannte er schnell mit dem Pätu-Pätu heran, fiel den obern Theil des Pfahls, der den Kopf des Feindes vorstellte, mit ungestümer Wuth an, und versezte ihm viele Hiebe, wovon ein einziger hinreicheud gewesen wäre, den Kopf eines Ochsen zu spalten. Aus dem Umstande, daß der Streiter den Feind mit dem Pätu-Pätu anfiel, nachdem er ihn schon mit der Lanze durchbohrt hatte, ward geschlossen, daß man hier zu Lande bei Gefechten kein Quartier zu geben pflege.

Am folgenden Tage hatte unser Tupia, der auf Otaheite bekanntlich eine hohe priesterliche Würde bekleidet hatte, eine gelehrte theologische Unterredung mit einem hiesigen Priester — denn auch hier giebt es deren, wie überall. Beide Herrn schienen — was zwischen zweien Theologen dißseits des Weltmeers selten der Fall zu seyn pflegt — über die Lehrsätze ihrer Religion vollkommen einverstanden zu seyn; nur daß Tupia allem Ansehn nach der gelehrteste von beiden war, wie daraus abzunehmen stand, daß der Andere ihm mit großer Aufmerksamkeit und Bescheidenheit zuhörte. Nachdem sie die wichtigsten Hauptstücke ihrer Gottesgelahrheit abgehandelt hatten, erkundigte sich Tupia: ob es bei ihnen gebräuchlich wäre, Menschen zu essen? Die Antwort darauf war: ja! doch äßen sie nur diejenigen Feinde, die auf dem Schlachtfelde geblieben wären. Und so war es also entschieden, was wir bisher noch bezweifeln zu dürfen hoften,

daß

daß unsere dermaligen indianischen Freunde Menschenfresser waren.

Indeß betrugen sich diese Leute auch hier ungemein friedlich und freundlich gegen uns, und zeigten uns alles, was wir verlangten. Unter andern stimmten sie auf unser Bitten ihren Schlachtgesang an, wobei auch ihre Weiber sich mit hören ließen. Sie verzerrten und verstellten dabei ihre Gesichtszüge auf das scheußlichste, indem sie die Augen wild umher rollten, die Zunge ausstrekten und von Zeit zu Zeit tiefe Seufzer ausstießen. Dies alles geschahe mit genauer Beobachtung des Tacts.

Am folgenden Tage, da wir auf einer Insel landeten, welche in der Mündung der Bai liegt, trafen wir allda den größten indianischen Kahn an, den wir bis dahin gesehen hatten. Er war 68 und einen halben Fuß lang, fünf Fuß breit, viertehalb Fuß hoch, und hatte einen spitzigen Boden, der aus drei ausgehöhlten Baumstämmen bestand. Die Seitenblanken waren aus einem Stük, 62 Fuß lang, und mit halberhobener Schnizarbeit geziert, die gar künstlich gemacht war. Auf dieser Insel stand auch ein größeres Haus, als wir bisher gesehn hatten; es schien aber noch unvollendet zu seyn und lag voller Spåne. Die Holzarbeit war so eben und glatt behauen, daß sie nothwendiger Weise sehr scharfe Werkzeuge haben müssen. Die Seiten der Pfosten waren auf eine meisterhafte Art, doch nach ihrem seltsamen Geschmacke, der sich an

 schne-

Gs.
Čam

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Campe, Joachim Heinrich, 1746-1818

Sammlung interessanter und durchgängig zwekmäßig abgefaßter Reisebeschreibungen für die Jugend

Bd.: 5

Hamburg (1788)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 1502 -5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11247448-2
VD18 15503127-001